J. J. Rousseau's
Bekenntnisse.

Geschichte seines männlichen Alters.

Dritter Band.

Aus dem Französischen.

Nach dem ganz neuerlich herausgekommenen Originale.

Tübingen, 1790.
In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Nd

J. J. Rousseau's
Bekenntnisse.

Eilftes und Zwölftes Buch.

Aus dem Französischen.

Tübingen, 1790.
In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Ich übergebe hier dem Publikum den lezten Band von den Bekenntnussen des unsterblichen Genfer Bürgers, so weit diese im Originale heraus sind. Die in Frankreich mit diesen neuesten Bekenntnussen gedrukte neue Sammlung von Briefen sind in der Uebersezung von mir weggelassen, weil sie mit Rousseau's Bekenntnussen in keiner näheren Beziehung stehen, als alle übrige Schriften des nähmlichen Verfassers.

Man hat in gelehrten Anzeigen der ersten Bände dieser Uebersezung einen Schlüssel zu denjenigen Nahmen vermißt, welche im Originale bloß durch Anfangs- und Endbuchstaben angedeutet sind. In sofern dieß meiner Uebersezung zum Vorwurfe der Unvollständigkeit werden könnte, muß ich mich hiegegen, wie nicht weniger gegen den zugleich mir gemachten Tadel der Uebervollständigkeit (deutsche, im Originale von Buchstaben zu Buchstaben ausgeschriebene Nahmen, ganz so gegeben zu haben, wie das Original sie gibt, und durch diese Publicität gegen deutsches Dekorum gesündigt zu haben) — gegen diese muß ich mich rechtfertigen.

Verbergen, was das Original bloßstellt, darf der Uebersezer nicht, ohne den gerechten Vorwurf der Partheylichkeit auf

sich zu laden. — Verbergen wollen, würde unnüze Mühe seyn; würde die Neugier zur vollständigsten Enträthslung unausbleiblich reizen.

Ein Schlüssel zu den bloß mit Buchstaben angedeuteten Nahmen ist für Rousseau's Leser überflüssig, und für's übrige Publikum unnüz. — Wer weiß z. B. nicht daß G.... Grimm, d'A......t d'Alembert, Venner (banneret) R....n Roguin u. s. w. heißt, und wer von Rousseau's aufmerksamen Lesern kennt nicht den in seinen Bekenntnussen so gewöhnlichen Kunstgriff, die Nahmen auf dem einen Blatte bey unverfänglichen Erzählungen mit allen Buchstaben auszuschreiben, und auf dem andern Blatte blos durch Anfangs-Buchstaben anzudeuten? Wer verkennt z. E. unter der Zahl seiner Verfol-

ger in Moitiers den Nahmen d'J......s wenn eben dieser als Vater der Isabelle d'Ivernois, Rousseau's Freundin, aufgeführt wird?

Sinnverstellende Drukfehler dörfte diese Uebersezung ausser den unten angezeigten wohl schwerlich enthalten. Daß hier und da meine Orthographie mit der des Sezers verschmolzen ist, und einigemahle diß statt dieß, wegen dem statt wegen des steht, wird der Leser gütigst entschuldigen; wenn anders nicht beträchtlichere Fehler, der Uebersezung selbst, ihn reizen die kleinere Klage mit der grössern zu cumuliren.

Drukfehler.

Zweyter Theil.

S. 113. L. 24. statt H...... lies G....
— 86. - 16. Gartensaale lies Kunstsaale.

Johann Jacob Rousseau's Bekenntnisse.

XI. Buch.

Die Julie war schon lange unter der Presse, aber sie erschien erst am Ende des Jahrs 1760; dessen ungeachtet machte sie noch vor vollendetem Druke vielen Lärm. Madame de Luxenbourg hatte bey Hofe, und Madame d'H....... in Paris davon gesprochen. Der König von Pohlen war von meinem Buche entzükt, und Madame d'H....... hatte sogar in St. L.....t's Nahmen mich um Erlaubnuß gebeten, daß dieser die Handschrift davon ihm zum Lesen mittheilen dürfte. Duclos, welcher es gleichfalls gelesen hatte, sprach davon in der Versammlung der Akademie. Ganz Paris war voll Ungeduld diesen Roman zu sehen; die Buchhändler in der Strasse St. Jacques und im Palais Royal waren unaufhörlich von Leuten belagert, welche darnach fragten. Endlich erschien er, und, was gewöhnlich nicht der Fall zu seyn pflegt, machte ein, der Sehnsucht, mit welcher er war erwartet worden, ganz entsprechendes Glük. Die Dauphine war mit eine der ersten meiner Leser und sprach mit Herrn de

Luxenbourg von meinem Buche als etwas entzükendem. Die Gelehrten waren darüber getheilt, aber unter Weltleuten war nur Eine Stimme: besonders waren die Weiber vom Buche wie vom Verfasser so sehr berauscht, daß selbst unter den höheren Ständen es nur wenige gab, deren Eroberung, hätte ich sie unternommen, mir nicht hätte glüken sollen. Ich habe hievon Proben, welche ich dem Papiere nicht anvertrauen will, und die meine Meynung bestärken, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, die wirkliche Erfahrung dabey zu Hülfe zu nehmen. Merkwürdig ist übrigens, daß dieses Buch im ganzen übrigen Europa nicht so gut aufgenommen worden ist, als in Frankreich, ungeachtet die Franzosen und Französinnen darinn nicht immer gut wegkommen. Ganz gegen meine Erwartung machte es sein geringstes Glük in der Schweiz und sein grösseстes in Paris. Sind denn etwa Freundschaft, Liebe, Tugend in Paris mehr als anderswo zu Hause? Nein! gewiß nicht, aber jenes feinere Gefühl trift man dort allgemein an, was unser Herz bis zu ihrem Bilde hinanhebt und was uns an andern, reine, zärtliche, gute Empfindungen, welche wir selbst nicht mehr besizen, lieben lehrt. Die Verderbnuß ist überall die nähmliche, in ganz Europa findet man weder gute Sitten noch Tugend mehr;

mehr; aber wenn irgendwo noch Liebe für beyde anzutreffen ist, so muß man gewiß in Paris sie suchen. *)

Wenn man die wahre natürliche Empfindungen auffinden will, so muß man das Herz des Menschen zu untersuchen, und unsere tausend und aber tausend Vorurtheile und künstliche Leidenschaften von dem was Natur ist, zu scheiden wissen. Es gehört ein gewisses zartes Gefühl, welches man nur durch Erziehung in der grossen Welt sich erwirbt, dazu, um, wenn ich so sagen darf, alle die Feinheiten deren dieses Werk voll ist, zu empfinden. Den vierten Band darf ich kühn der Prinzessin von Cleves an die Seite sezen; und wahrlich! wären diese beyde Stüke nur in der Provinz gelesen worden, so würde man nie ihren wahren Werth haben kennen lernen. Es ist also nicht zu verwundern, daß mein Buch sein gröstes Glük am Hofe machte. Es ist voll lebhafter, obgleich verschleyerter Züge, welche dort gefallen mußten, weil man eben dort im Errathen geübter ist. Aber die Schönheiten in der Julie sind nicht ganz vom gewöhnlichen Schlage und müssen noch

*) Ich schrieb dieß 1769.

noch jezt dort vorzüglich gefallen. Mein Buch ist keine Leserey für Leute, welche zwar Wiz haben, aber ihn nur für Ränke ausbilden, welche nur fein sind fürs Böse, und da nichts sehen, wo etwas Gutes zu sehen ist. Wenn daher zum Beyspiele meine Julie in einem gewissen Lande, was ich mir denke, herausgekommen wäre, so weiß ich gewiß, daß niemand sie ausgelesen hätte, und daß die Stunde ihrer Geburt ihre Todesstunde gewesen seyn würde.

Die meiste Briefe, welche über dieses Buch an mich geschrieben worden sind, habe ich gesammelt, und das ganze Pak in die Hände der Madame de Nadillac niedergelegt. Wenn diese Sammlung jemals erscheinen sollte, so wird man darinnen manche sonderbare Dinge, und einen solchen Widerspruch der verschiedenen Urtheile finden, woraus erhellen würde, was das heisse, mit dem Publikum zu thun zu haben. Was dieses Werk zum einzigen in seiner Art macht, und was gleichwohl fast gar nicht an demselben bemerkt worden ist, ist die Einfachheit des Stoffes und das in die Behandlung durchaus in gleichem Masse gelegte Interesse, in welchem sich das Werk, ohne Episode, ohne Romanenabentheuer, ohne feine Niederträchtigkeit, weder in Personen noch Handlungen, durch

sechs

sechs ganze Bände erhält. Diderot hat Richardsonen über die unendliche Abwechslung seiner Gemählde und die Menge der in seinen Romanen vorkommenden Personen, die gröste Lobsprüche ertheilt. In der That hat Richardson das Verdienst, alle seine Personen gut charakterisirt zu haben, aber die Menge derselben hat er mit den abgeschmaktesten Romanschreibern gemein, bey denen es gewöhnlicher Behelf ist, für die Unfruchtbarkeit durch gehäufte Personen und Abentheuer entschädigen zu wollen. Es ist leicht, die Aufmerksamkeit durch unaufhörliche Vorstellung unerhörter Begebenheiten und neuer Gesichter, welche wie die Figuren der Zauberlaterne vorüberziehen, vor dem Einschlummern zu bewahren; aber ohne Abwechslung der Gegenstände, ohne wunderbare Begebenheiten, den Leser immer in gleicher Aufmerksamkeit zu erhalten, dieß ist doch gewiß unendlich schwerer. Wenn nun Einfachheit des Stoffes die Schönheit des Werks erhöht, so können, alles übrige gleichgesezt, die Richardson'sche Romane, obgleich in tausend andern Dingen so sehr viel vortreflicher als der meinige, doch über diesen Punkt die Parallele mit meiner Julie nicht aushalten. Indessen ist mein Buch gestorben, ich weiß es, und weiß warum? aber es wird wieder auferstehen.

Einzig das fürchtete ich, daß vor übergrosser Einfalt des Innhalts, der Gang meines Buches langweilig werden möchte, und daß ich dem Interesse nicht so viel Nahrung gegeben hätte, als nöthig wäre, um bis ans Ende auszuhalten. Ueber diesen Punkt wurde ich durch eine Anekdote beruhigt, welche mir mehr schmeichelte, als alle Lobsprüche, welche ich je über dieses Werk erhalten habe.

Es erschien um den Anfang des Carnevals. Ein Hausierer brachte es der Prinzeßin von Talmont, *) an einem Redoutentage. Nach dem Nachtessen ließ sie sich ankleiden, um hinzugehen, und weil es noch frühe war, fieng sie an, etwas in dem neuen Roman zu lesen. Um zwölf Uhr befahl sie anzuspannen, und fuhr fort zu lesen. Man sagte ihr, daß angespannt wäre, sie antwortete nichts. Ihre Leute bemerkten, daß sie sich ganz vergaß und meldeten ihr, daß es zwey Uhr nach Mitternacht wäre. „Immerhin noch frühe genug„ antwortete sie, und las fort. Einige Zeit nachher klingelte sie, um zu erfahren, wie viel Uhr es wäre, weil ihre Taschenuhr abgelaufen war. „Vier Uhr„ war die Antwort.

*) Diese war's nicht, sondern eine andre Dame, deren Nahme mir entfallen ist.

wort. „Nun ist es denn doch zu spät, um auf den Ball zu fahren! man lasse ausspannen!„ Sie ließ sich auskleiden und brachte die übrige Nacht mit Lesen zu.

Seit ich diese Anekdote weiß, habe ich immer gewünscht, diese Dame zu sehen, nicht allein um von ihr selbst die Wahrheit über diesen Punkt zu erfahren, sondern auch deswegen, weil ich immer geglaubt habe, daß man für meine Heloise sich nicht in diesem hohen Grade interessiren könne, ohne jenen sechsten, jenen moralischen Sinn zu besizen, welcher das Antheil so weniger Herzen ist, ohne welchen man aber mein Herz nicht verstehen kann.

Was mir besonders die Zuneigung der Damen erwarb, war die Meynung, in welcher sie standen, daß ich meine eigene Geschichte geschrieben hätte, und selbst der Held meines Romans wäre. Diese Meynung war so allgemein angenommen, daß Madame de Polignac an Madame de V......n schrieb und sie bat, mich dahin zu bewegen, daß ich ihr Juliens Portrait zeigen möchte. Niemand konnte sich überreden, daß man Empfindungen schildern könnte, die man nicht gefühlt hätte, oder daß man die Entzükungen der Liebe anders als nach ge-

machter Erfahrung mahlen könnte. Man hatte hierinnen vollkommen recht, ich glühte vor Entzükung, als ich diesen Roman schrieb; aber darinnen irrte man, daß man voraussezte, ich müßte durch wirkliche Gegenstände darein versezt worden seyn. Das begrief man nicht, daß Geschöpfe meiner Einbildungskraft mich entzündet haben könnten. Und in der That, wenn man einige Jugenderinnerungen und meinen Umgang mit Madame d'H....... wegrechnet, so war all' die Liebe, welche ich je empfunden, all' die Liebesgeschichten welche ich beschrieben habe, gegen Sylphiden und von Sylphiden. Aber ich mochte diesen für mich vortheilhaften Irrthum, worinnen die Welt in Absicht auf diesen Punkt war, nicht verstärken und nicht entkräften. In der Vorrede, welche ich in Form eines Gesprächs der Julie vorangesezt habe, kann man sehen, wie ich die Welt hierüber im Zweifel ließ. Strenge Moralisten werden sagen, daß ich die Wahrheit hätte heraus sagen sollen; aber ich sehe nicht, was mich hiezu verband, vielmehr glaube ich, daß es nicht Freymüthigkeit sondern Dummheit gewesen seyn würde, dieses Bekenntnuß ohne Noth zu thun.

Um diese Zeit erschien auch der ewige Frieden, wovon ich die Handschrift ein Jahr früher einem

einem gewissen Herrn de Bastide überlassen hatte. Er gab ein Journal heraus, unter dem Titel: die Welt, und in dieses wollte er, ich mochte nun wollen oder nicht, alle meine Manuscripte stopfen. Er war ein Bekannter von Dúclos und kam zu mir, um mich in dessen Nahmen zu bitten, daß ich ihm möchte seine Welt füllen helfen. Er hatte von der Julie reden hören und wollte durchaus sie seiner Zeitschrift einverleibt wissen: auch den Emil wollte er darein haben, und würde nach dem Contract social gelüstet haben, wenn er die Existenz desselben gemuthmaßt hätte. Ich wurde seiner Zudringlichkeit müde und überließ ihm den Auszug vom ewigen Frieden für zwölf Louisd'ore. Wir kamen überein, daß er ihn in sein Journal einrüken sollte; er hielt aber für räthlicher, ihn, sobald er ihn in Händen hatte, besonders druken zu lassen, mit Ausnahme einiger Stellen, welche in der Censur gestrichen worden waren. Wie würde es mir ergangen seyn, wenn ich meine Critik des St. Pierre'schen Werks mit hingegeben hätte! Aber glüklicherweise sagte ich Herrn de Bastide hievon kein Wörtchen, noch weniger gab ich diese mit in den Kauf. Diese Critik ist noch handschriftlich unter meinen Papieren. Wenn sie jemalen herauskommen sollte, so wird man begreifen, bis

zu welchem Grade die Spöttereyen und der anmaßliche Ton Voltaire'ns über diesen Gegenstand mir lächerlich seyn mußten, mir, der so gut sahe, wie weit das Auge dieses armen Menschen in politischen Dingen, von welchen er gleichwohl immer mitsprechen zu wollen sich anmaßte, reichte.

Mitten im Laufe meines Glüks beym Publikum und bey den Damen, fühlte ich, daß man im Hotel de Luxenbourg sich von mir loszumachen suchte; und zwar glaubte ich dieß nicht bey dem Marschalle zu bemerken, (im Gegentheil schien dieser täglich seine Gütigkeit und Freundschaft gegen mich zu verdoppeln) sondern mehr bey der Frau Marschallin. Seit ich ihr nichts mehr vorzulesen hatte, war ihr Zimmer mir nicht mehr so offen wie gewöhnlich, und wenn sie nach Montmorenci kam, so sahe ich, ungeachtet ich ihr regelmäßig meine Aufwartungen machte, sie kaum noch bey Tische. Auch dort war mein Plaz nicht mehr, wie ehmals, der ausgezeichnete an ihrer Seite. Sie bot mir denselben nimmer an, sprach wenig mit mir, ich hatte ihr nicht mehr vieles zu sagen, und sezte mich, des Abends besonders, recht gerne an einen andern Plaz, wo ich ungezwungen war; ganz maschinenmäßig gewöhnte ich mich daran, meinen Plaz in der Nähe des Marschalls zu suchen.

Indem

Indem ich da vom Abende spreche, erinnere ich mich, oben gesagt zu haben, daß ich im Schlosse nicht zu Nacht gespeißt hätte. Im Anfange der Bekanntschaft war dieß wahr gewesen; da aber Herr von Luxenbourg nicht zu Mittag speißte, sogar nicht einmal sich zu Tische sezte, so geschahe es, daß nach mehreren Monaten, und nachdem ich im Hause bereits sehr vertraut geworden war, ich noch nicht mit ihme gespeißt hatte. Er hatte die Güte, es zu bemerken. Dieß bewog mich, bisweilen dort zu Nacht zu essen, wenn gerade wenige Leute da waren. Ich befand mich bey dieser Einrichtung ganz gut, denn gewöhnlich nahm man das Mittagessen nur so im Wips zu sich, gleichsam mit dem Stabe in der Hand; da hingegen das Nachtessen sehr lange dauerte, weil man sich mit Wohlbehagen nach einem langen Spaziergange dazu niedersezte, — sehr gut war, weil Herr de Luxenbourg einen wohlbesezten Tisch liebte — und sehr angenehm, weil Madame de Luxenbourg die Hauswirthin zum Entzüken machte. Ohne diese Erläuterung kann der Schluß eines Briefs des Herrn Marschalls an mich nicht verstanden werden. Er sagt in demselben, daß er sich mit Vergnügen unserer Spaziergänge wieder erinnere; besonders, sezt er hinzu, wenn wir beym Nachhausekommen

keine

keine Spuren von angekommenen Wagens vorfanden. Meine Leser müssen nähmlich wissen, daß der Sand, womit der Hof bedekt war, jeden Morgen durch Hülfe eines Rechens geebnet wurde, um die Geleise von gestrigen Kutschen zu verlöschen; kam ich dann des Abends, so schloß ich von der Zahl dieser Geleise auf die Menge der den Nachmittag über angekommenen Gäste.

In diesem Jahre, 1761 erreichte endlich das Maaß der Unglüksfälle, welche, seit ich ihn kannte, auf den guten Marschall in ununterbrochener Reihe eindrangen, die höchste Höhe. Mein Unglük, welches das Schiksal mir bereitete, sollte damit beginnen, daß ich den Mann, für welchen ich die meiste Zuneigung hatte, und der derselben so würdig war, unglüklich sahe. Im ersten Jahre verlohr er seine Schwester, die Frau Herzogin de Villeroy; im zweyten seine Tochter die Frau Prinzeßin de Robek; das dritte Jahr raubte ihm in dem Herzoge von Montmorenci seinen einzigen Sohn; und in dem Grafen de Luxenbourg seinen Enkel, die einzige und lezte Stüzen seines Stammes und seines Nahmens. Alle diese Schläge des Schiksals ertrug er mit scheinbarem Muthe, aber das Innere seines Herzens blutete sein ganzes übriges Leben hindurch, und seine Gesundheit fieng an

abzu-

abzunehmen. Der unvermuthete traurige Tod seines Sohnes mußte ihm um so schmerzlicher seyn, weil er gerade in dem Augenblike vorfiel, da der König ihm für seinen Sohn die Anwartschaft auf seine Stelle als Hauptmann bey der Leibwache zugesagt und für den Enkel dasselbe einst zu thun versprochen hatte. Er hatte den Schmerzen, den leztern, ein Kind von den schönsten Hofnungen, nach und nach hinwelken, durch das blinde Zutrauen der Mutter zum Arzte, der dem Kind statt aller Nahrungsmittel Arzneyen zu essen und zu trinken gab, umkommen zu sehen. Ach! hätte man mir gefolgt, Grosvater und Enkel lebten beyde noch. Wie viel sagte, wie viel schrieb ich dem Marschall über diesen Punkt, wie viel Vorstellungen machte ich der Madame de Montmorenci über die mehr als strenge Lebensordnung, welche sie, auf die Vorschrift ihres Arztes hin, ihr Kind beobachten ließ! Madame de Luxenbourg war mit mir einerley Meynung, aber sie mochte über die Mutter ihres Enkels kein schwiegermütterliches Ansehen ausüben; Herr de Luxenbourg war ein sanfter und schwacher Mann und abgesagter Feind aller Zwistigkeiten, Madame de Montmorenci sezte in B..... ein unbegränztes Vertrauen, von welchem ihr Sohn endlich das Opfer ward. Wie wohl war es dem

armen

armen Kinde, wenn es mit Madame de Boufflers nach Montlouis kommen und Theresen um ein Vesperbrod bitten durfte! wie gierig schlang es das Dargebottene in seinen ausgehungerten Magen! Wie beklagte ich in meinem Innersten das Elend der Grösse, wenn ich den einzigen Erben eines so grossen Vermögens, eines so erhabenen Nahmens, so vieler Titel und Würden mit dem Heißhunger eines Bettlers ein armseliges kleines Stükchen Brod verschlingen sahe. Ich mochte sagen und thun, was ich wollte, alles war vergeblich. Der Arzt siegte und das Kind starb Hungers.

Das nähmliche blinde Zutrauen zu Charlatans, was den Enkel getödtet hatte, grub auch das Grab des Grosvaters, nur kam bey dem leztern noch die Kleinmüthigkeit hinzu, sich die Schwachheiten des Alters verhehlen zu wollen. Herr de Luxenbourg hatte einigemale nach einander einige Schmerzen am grossen Fußzehen gefühlt; auch in Montmorenci überfielen sie ihn einst, wo sie ihm den Schlaf raubten und ein kleines Fieber verursachten. Ich wagte es, das Podagra zu nennen; Madame de Luxenbourg schmählte mit mir darüber. Des Marschalls Kammerdiener und zugleich Leibwundarzt behauptete: die Schmerzen kämen nicht vom

Podagra, und fieng an den leidenden Theil mit einem schmerzstillenden Balsam zu verbinden. Unglüklicher Weise hörte der Schmerz auf, und als er wieder kam, bekämpfte man ihn mit dem nähmlichen Mittel: die Kräfte der Natur nahmen ab, die Unpäßlichkeiten mehrten sich und mit ihnen die Arzneymittel. Madame de Luxenbourg sahe endlich ein, daß die Krankheit ihres Gemahls doch das Podagra war, und widersezte sich dieser unsinnigen Behandlung. Man verbarg sich vor ihr und Herr von Luxenbourg starb nach Verlauf von einigen Jahren, weil er sein eigener Arzt hatte seyn wollen. Aber machen wir keinen Vorsprung auf entferntere Leiden! Wie viele muß ich vorher erzählen, ehe ich diese werde berühren können.

Sonderbar wars, daß alles, was ich sagen und thun mochte, von meinem Schiksale bestimmt schien, der Madame de Luxenbourg zu mißfallen, selbst dann zu mißfallen, wenn ich alles zu thun glaubte und wünschte, was mir ihr Wohlwollen erhalten könnte! Die Unglüksfälle, welche Herrn von Luxenbourg Schlag auf Schlag überstürmten, ketteten mich nur immer fester an ihn und folglich auch an die Frau Marschallin: denn beyde schienen mir immer so aufrichtig vereint, daß die Zuneigung,

welche

welche ich für jenen fühlte, sich nothwendig auch auf diese ausdehnen mußte. Der Marschall wurde nach gerade alt. Seine Thätigkeit bey Hofe, alle die Sorgen, welche vom Hofleben unzertrennlich sind, die unaufhörliche Jagden, die Beschwerlichkeiten, besonders des Dienstes, wenn dieser ihn traf, alles dieß erheischte volle Jugendkraft, aber Er hatte wahrlich nichts, was seine wankende Gesundheit hätte unterstüzen können. Da alle seine Würden nach seinem Tode vereinzelt werden und sein Nahme erlöschen mußte, so konnte ihm's wenig verschlagen, sein mühseliges Leben fortzusezen, wovon der oberste Zwek ohnehin nur Erhaltung der königlichen Gnade für seine Kinder gewesen war. Einst sassen wir selb dritter beysammen; er beklagte sich über die Beschwerlichkeiten des Hoflebens und sprach überhaupt im Tone eines Mannes, welchem sein Verlust allen Muth geraubt hat. Ich wagte es, von Zurükziehen in die Einsamkeit zu sprechen, und ihm den Rath zu geben, welchen einst Cyneas dem Pyrrhus gab; er seufzte, antwortete aber nicht bestimmt. Madame de Luxenbourg aber benüzte den ersten Augenblik, da sie mich allein sahe, mir Vorwürfe über den Rath zu machen, welcher sie zu beunruhigen geschienen hatte. Sie führte für ihre Meynung mir Gründe an, deren Bündigkeit ich fühlte,

und

und die mich bewogen, jene Saite bey dem Marschalle nie wieder zu berühren. Sie sagte mir nähmlich: die lange Gewohnheit bey Hofe zu leben würde zulezt wahres Bedürfniß, und wäre gegenwärtig für den Herrn von Luxenbourg eine Zerstreuung, da hingegen die Einsamkeit, zu welcher ich ihm rathete, für ihn keine Ruhe, sondern eine Verweisung seyn würde. Ferne vom Hofe würden ihn Müßiggehen, Langeweile, Traurigkeit vollends aufreiben. Obgleich sie sehen mußte, daß ich überzeugt war, obgleich sie meinem Versprechen, welches ich ihr that und hielt, hätte trauen können und sollen, so schien sie doch über diesen Punkt nie beruhigt. Ich erinnere mich ganz gut, daß von dieser Zeit an meine Zusammenkünfte unter vier Augen mit dem Marschalle seltener und beynahe immer unterbrochen wurden.

Während meine Tölpeleyen und mein böses Schiksal mir in die Wette bey ihr schadeten, nüzten mir die Leute, mit welchen sie umgieng und welchen sie am meisten gewogen war, wenigstens nichts. Besonders schien der Abbe B.......s, ein junger Mann von der glänzendsten Aussenseite, als ich jemals einen sahe, mir gar nicht grün zu seyn. Unter allen Bekannten der Frau Marschallin war er der ein-

zige, der mir nie auch nur die mindeste Aufmerksamkeit erwieß, vielmehr glaubte ich bey jeder Reise, welche er nach Montmorenci machte, zu bemerken, daß ich etwas von der Gunst dieser Dame verlöhre. Freylich konnte dieß gar leicht geschehen, ohne daß er es wollte: schon seine blosse Gegenwart mußte mir schaden. Die Anmuth und die wizige Wendungen seiner Höflichkeiten machten, daß meine schwerfällige übelangebrachte sproposĭti immer plumper auffielen. Die beyde erste Jahre über war er beynahe nicht nach Montmorenci gekommen, und ich hatte durch die Gutmüthigkeit der Frau Marschallin mich so ziemlich erhalten, aber so wie er seine Besuche ein wenig schneller aufeinander folgen ließ, so war ich ohne Rettung vernichtet. Gerne hätte ich mich unter den Schuz seiner Flügel begeben, und ihn zu meinem Freunde gemacht; aber das nähmliche mürrische Wesen, welches mir seine Gunst nothwendig machte, hinderte mich, sie zu erlangen und alle Versuche, welche ich in dieser Absicht machte, verdarben meine Sache bey der Frau Marschallin immer mehr, ohne mir beym Abbe zu nüzen. Mit seinem Geiste hätte er in allem es weit bringen können, aber Fleiß war nicht seine Sache; dagegen war er vom Hange zu Zerstreuungen unwiderstehlich hingerissen, und dieß war die Ursache, warum

er

er es in allen Geschiklichkeiten nur auf den mittleren Grad brachte. *) Wenn gleich aber seine Talente nicht sehr hervorstechend sind, so sind sie dagegen desto zahlreicher und mehr braucht er nicht, um, was doch eigentlich sein Zwek ist, in der grossen Welt zu glänzen. Er macht sehr gut kleine Gedichte, schreibt sehr gut kleine Briefe, klimpert ein wenig auf der Zither und schmiert ein wenig in Pastel. Er hatte den Einfall, das Portrait der Madame de Luxenbourg machen zu wollen; nun war das Ding, was er unter diesem Nahmen zu Stande brachte, abscheulich. Sie behauptete, es wäre ganz und gar unähnlich, und sie hatte Recht. Der heimtükische Abbe' rief mich zum Schiedsrichter auf, und ich — war so dumm und so lügenhaft, zu sagen, das Portrait sey sehr ähnlich. Ich wollte hiedurch dem Abbe' schmeicheln, aber ich schmeichelte der Frau Marschallin nicht. Sie schrieb diesen Vorfall sich hinters Ohr und der Abbe' verlachte mich, nachdem er seinen Streich vollführt hatte. Ich lernte an dem schlechten Erfolge dieser, freylich verspäteten Probe, daß ich mich für die Zukunft nicht, gegen alle meine Anlage, mit Schmei-

*) Schwäbisch: von allem nur einen Hieb haben.

Schmeicheln und Fuchsschwänzen, befassen müßte.

Ich hatte die Gabe, den Menschen nüzliche aber harte Wahrheiten, mit ziemlichem Nachdruke und Muthe zu sagen; diese Gabe mußte ich mehr auszubilden suchen. Ich war nie gemacht, zu loben, geschweige denn zu schmeicheln. Uebelangebrachte Lobsprüche haben mir von jeher mehr geschadet, als rauher Tadel. Ich kann die Wahrheit dieses Sazes mit einem fürchterlichen Beyspiele belegen, welches nicht allein mein Schiksal für den Rest meines Lebens bestimmt hat, sondern auch vielleicht bey der ganzen Nachwelt über meinen Ruf entscheiden wird.

Während der Anwesenheit des Marschalls in Montmorenci speißte der Herr von Choiseul bisweilen auf dem Schlosse zu Nacht. Einst kam er gerade an, als ich weggieng. Man sprach von mir, Herr von Luxenbourg erzählte ihm meine Geschichte, welche ich in Venedig mit Herrn de M........ gehabt hatte. Herr von Choiseul sagte, es wäre Schade, daß ich diese Laufbahn verlassen hätte, und er wünschte nichts mehr, als mich in seine Dienste zu nehmen, wenn ich irgend Lust hätte, sie wieder zu betretten. Herr von Luxenbourg sagte mir

mir dieß wieder; es that um so mehr Wirkung auf mich, da ich nicht gewohnt war, von Ministern durch Schmeicheleyen verdorben zu werden. Hätte meine Gesundheit mir erlaubt, nur entfernt daran zu denken, so weiß ich nicht, ob ich nicht eine neue Thorheit begangen haben würde. Der Ehrgeiz beseelte mich nur während der kurzen Zeiträume, wo jede andere Leidenschaft von mir gewichen war; aber ein einziger solcher Zeitraum wäre hinlänglich gewesen, mich wieder in das Nez neuer Verbindungen zu verstriken. Die gute Meynung des Herrn Choiseul nahm mich für ihn ein, und vermehrte noch die Achtung, welche ich, auf einige seiner Ministerial-Operationen hin, von seinen Talenten gefaßt hatte. Besonders schien mir der Familienvertrag ihn unter die Staatsmänner vom ersten Range zu versezen. Noch mehr gewann er in meinen Augen durch seine Vorgänger, unter welche ich Madame de P........r mit zählte. Ich betrachtete diese Dame auch als eine Art von Premierminister nnd wenn das Gerücht gieng, daß, Herr von Choiseul oder sie, eins das andre stürzen würde, so glaubte ich Wünsche für Frankreichs Ruhm zum Himmel zu schiken, wenn ich um Choiseuls Sieg flehete. Von jeher, selbst noch vor ihrer Erhöhung, hatte ich gegen Madame de P......r Widerwillen gefühlt.

Ich hatte sie bey Madame de la Popliniere gesehen, als sie noch Madame d'E . . . . . s hieß. Von jener Zeit an war ich über ihr Stillschweigen in Ansehung Diderots sowohl als über ihre ganze Handlungsart gegen mich, theils in Betref von Ramirens Fest als der galanten Musen und endlich des Wahrsagers im Dorfe, der mir auf keine Weise einen, mit dem Glüke, was er gemacht hatte, verhältnußmäßigen Gewinnst abwarf, unzufrieden. Ueberhaupt fand ich immer, daß sie eben nicht sehr geneigt war, mir irgend etwas zu Liebe zu thun. Dessen ungeachtet entblödete sich der Chevalier von Lorenzy nicht, mir den Vorschlag zu machen, daß ich etwas zum Lobe dieser Dame schreiben sollte, weil, meynte er, dieß für mich von Nuzen seyn könnte. Ich war über dieses Ansinnen um so mehr erboßt, da ich wohl sahe, daß die erste Idee davon nicht in dem Kopfe dieses Menschen, der an und für sich eine Nulle ist, und zu jedem Gedanken, jeder Handlung eines fremden Hebels bedarf, entstanden seyn konnte. Ich kann mich nicht verbergen, und so konnte dann auch, weder ihm mein Unwille über seinen Vorschlag, noch sonst jemanden meine wenige Neigung für die Günstlingin des Königs entgehen. Sie selbst kannte mich über diesen Punkt ganz gut, ich wußte es; also mußte nicht nur Patriotismus,

son-

sondern Selbstliebe und Trieb der Selbsterhaltung meine Wünsche für Herrn von Choiseul stimmen. Für seine Talente, (und einzig diese kannte ich) war ich eingenommen, und für seinen guten Willen war mein Herz gegen ihn voll Danks; übrigens wußte ich in meiner Einsamkeit nichts von seinem Geschmake und seiner Lebensart, ich betrachtete ihn nur als den Rächer der Nation und den meinigen. Damals legte ich die lezte Hand an den Contract social und mahlte bey dieser Gelegenheit mit Einem Striche das Bild der vorherigen Minister und dessen, der jezt anfieng sie zu verdunkeln. Ich sündigte hierinnen gegen meinen eigenen bisher unerschütterten Grundsaz; noch mehr, ich bedachte nicht, daß, wenn man in Einem Athem diesen loben und jenen schelten will, ohne einen Nahmen zu nennen, man das Lob dem, welchem man es zugedacht hat, auf eine so unzweydeutige Art zuschieben müsse, daß auch die argwöhnischste Eigenliebe in der Bestimmung des Lobs und Tadels sich nicht irren kann. Ich überließ mich über diesen Punkt einer thörigten Sicherheit, und ließ mir gar nicht in den Sinn kommen, daß man mich mißverstehen könnte. Die Folge wird ausweisen, ob ich mich irrte.

Ich schien bestimmt, immer einige Schriftstellerinnen unter meinen Bekanntschaften zu haben. Unter den Grossen, hofte ich, sollte mich dieß mein Schiksal nicht verfolgen. Nichts weniger! Zwar hatte, meines Wissens, Madame de Luxenbourg nie einen Anfall von der Raserey, schreiben zu wollen; aber die Frau Gräfin de B.......s schrieb. Sie verfertigte ein Trauerspiel in Prosa, welches in der Gesellschaft des Prinzen von Conti gelesen, herumgegeben und ausgeposaunt wurde. Nicht zufrieden mit all' dem Weyhrauche, der von allen Seiten her ihr entgegen dampfte, befragte sie auch mich um mein Urtheil über ihr Stük, auf daß auch ich ihr räuchern möchte. Ich ertheilte ihrer Arbeit ein gemässigtes Lob, was so ungefähr mit dem Werthe derselben im Verhältnusse stehen mochte. Dabey verhehlte ich ihr nicht (weil ich glaubte, es ihr nicht verhehlen zu müssen) daß ihr Stük, welchem sie den Titel: der großmüthige Sclave gegeben hatte, ziemlich viel Aehnlichkeit mit einem nicht sehr bekannten, obgleich ins französische übersezten, englischen Stüke, Oronooko betitelt, hätte. Madame de B.........s dankte mir für die Nachricht, versicherte mich aber zugleich, daß ihre Arbeit der des englischen Dichters nicht im mindesten gliche. Niemand, ausser ihr selbst, habe ich je von diesem gelehr-

ten

ten Diebstahle ein Wort gesagt, weil ich die mir von ihr deßhalb auferlegte Pflicht nicht übertretten mochte; aber enthalten konnte ich mich nicht, meine Lage ihr gegenüber mit der des Gilblas beym Prediger-Erzbischoffe zu vergleichen.

Den Abbe de B........s, welcher mich nicht liebte, und Madame de B........s, die ich auf eine Art beleidigt hatte, wie weder Weiber noch Autoren jemals vergeben, ungerechnet, schienen alle übrige Freunde der Frau Marschallin wenig geneigt die meinige zu werden. Da war unter andern der Präsident Henault, bey der Schriftstellerzunft eingeschrieben und mit Schriftstelleruntugenden behaftet. Da war ferner Madame du Deffand und Mademoiselle de Lespinasse, beyde mit Voltairen innig verbunden und Herzensfreundinnen d'Alemberts, mit welchem die leztere sogar am Ende ganz zusammen lebte, versteht sich in allen Züchten und Ehren, wie sich dieß ohnehin nicht anders verstehen kann. Anfänglich war ich sehr für Madame du Deffand eingenommen, der Verlust ihres Gesichts machte sie zu einem Gegenstande meines Mitleidens; aber ihre Lebensweise, die der meinigen so ganz entgegengesezt war, daß sie zu Bette gieng, wann ich aufstand — ihre unbegränzte Wizsucht, die Wichtigkeit mit welcher sie die ge-

ringfügigste Wische, welche damals erschienen, entweder lobte oder tadelte — ihre despotische, überspannte Orakelsprüche — ihr Enthusiasmus, mit welchem sie für und wider alle Dinge sprach, und welcher sie zu Convulsionen erhizte, ihre unglaubliche Vorurtheile, ihr unüberwindlicher Eigensinn, die fanatische Unvernunft, zu welcher die Hartnäkigkeit ihrer leidenschaftlichen Urtheile sie hinriß, alles dieß verleidete mir's bald ihr etwas zu Liebe zu thun; ich vernachlässigte sie, sie bemerkte es: das war genug, um sie rasend zu machen. Zwar wußte ich ganz gut, wie furchtbar eine Frau von diesem Charakter seyn müßte, aber ich wollte mich lieber der Geissel ihres Hasses, als ihrer Freundschaft aussezen.

Es war für mich noch nicht genug, daß ich in der Gesellschaft der Madame de Luxenbourg so wenig Freunde hatte, ich mußte auch Feinde in ihrer Familie haben. Von dieser Gattung hatte ich nur Einen, aber dieser Eine gilt, in der Lage in welcher ich gegenwärtig mich befinde, für mich so viel wie hunderte. Ich verstehe unter diesem nicht den Herrn Herzog von Villeroy, den Bruder der Frau Marschallin; dieser hatte nicht allein mich besucht, sondern auch mich öfters auf einen Besuch zu sich nach Villeroy eingeladen. Ich hatte auf jede die-

ser

ser Einladungen so höflich und ehrfurchtsvoll, als möglich geantwortet; er nahm meine unbestimmte Antwort für Einwilligung und verabredete mit Herrn und Madame de Luxenbourg eine Reise auf vierzehen Tage, bey welcher ich mit von der Gesellschaft seyn sollte. Meine wankende Gesundheit erforderte damals noch viele Sorgfalt und und erlaubte mir nicht, meinen Aufenthalt zu verändern: ich bat daher Herrn von Luxenbourg, mich dieser Reise zu überheben. Seine Antwort zeigt, daß er dieß mit der größten Artigkeit gethan hat; auch bewieß Herr de Villeroy mir nach, wie vor, die nähmliche Gütigkeit. Sein Neffe und Erbe, der junge Marquis de V....... nahm keinen Antheil an dem Wohlwollen, mit welchem sein Oheim mich beehrte, aber, ich muß es bekennen, eben so wenig an der Hochachtung, welche ich für diesen hatte. Sein widriges Aussehen machte mir ihn unerträglich und mein kaltes Betragen zog mir seinen Widerwillen zu. Einst des Abends über Tische begieng er an mir einen muthwilligen Streich, bey welchem ich mich sehr albern benahm, weil ich ein einfältiger Tropf ohne Gegenwart des Geistes bin, und weil der Zorn, statt mein bisgen Kopf zu schärfen, ihn abgestumpft. Ich hatte einen Hund, den ich noch ganz jung bald nach meiner Ankunft in der Ein-

siede-

siedeley bekommen, und ihm den Nahmen Duc gegeben hatte. Er war nicht schön, aber in seiner Art selten: ich habe ihn zu meinem Gesellschafter, meinem Freunde, gemacht, und wahrlich! er verdiente weit eher mein Freund zu heissen als die meiste von denen, welche sich anmaßten, diesen Titel zu führen. Dieser Hund war auf dem Schlosse in Montmorenci durch sein zärtliches empfindsames Naturell und durch die Zuneigung, welche wir, einer für den andern hatten, berühmt geworden: aber aus einer närrischen Kleinmüthigkeit hatte ich seinen Nahmen aus Dûc in Türk verändert, gleich, als wenn nicht tausend Hunde Marquis hiessen, ohne daß ein Marquis sich darüber erboßt. Der Marquis de V....... wußte um diese Nahmensänderung, und trieb mich damit so in die Enge, daß ich genöthigt war, die ganze Geschichte über der Tafel zu erzählen. Offenbar lag in meinem Verfahren das Beleidigende für den Herzoglichen Nahmen nicht darinnen, daß ich ihn meinem Hunde gegeben, sondern darinnen, daß ich ihn ihm genommen hatte. Das schlimmste war, daß mehrere Dûcs zugegen waren. Herr de Luxenbourg war Duc, sein Sohn war es, der Marquis de V....... war für diesen Stand gebohren, und führt jezt diesen Titel. Dieser leztere vorzüglich hatte seine grausame

Freude

Freude über die Verlegenheit, in welche er mich gesezt hatte, und über die Würkung dieser Verlegenheit. Man versicherte mich am folgenden Tage, daß seine Tante ihn nachher über dieses Betragen tüchtig ausgefilzt hätte; wenn dieß wahr ist, so kan man leicht urtheilen, ob dieser Verweiß mein Verhältnuß gegen ihn verbessert haben möge.

Gegen alle dergleichen Anfälle hatte ich weder im Hotel de Luxenbourg noch au Temple einen Schuz ausser an dem einzigen Chevalier de L.....y, welcher sich darauf legte, mein Freund zu seyn; aber er wars noch mehr von d'Alembert, unter wessen Flügeln er bey den Weibern für einen grossen Geometer galt. Darneben war er der Cicisbeo oder eigentlich der Speichellecker der Frau Gräfin de B.......s, welche selbst d'Alemberten sehr zugethan war, und ohne welche der Chevalier de L.....y nicht existiren und nicht denken konnte. Statt also ausser mir ein Gegengewicht gegen meine Tölpeley zu haben, was mich bey Madame de Luxenbourg hätte aufrecht erhalten können, schien vielmehr alles zusammen zu treffen, um mir bey ihr zu schaden. Inzwischen gab mir diese Dame, ausserdem, daß sie Besorgung des Emils übernommen hatte, um die nähmliche Zeit einen andern Beweiß ihres Wohlwollens und des Antheils,

welchen sie an mir nahm. Aus diesem Umstande schloß ich, daß sie selbst dann, wann ich ihr Langeweile machte, hie aufhören würde, mir ihre Freundschaft zu schenken, deren Fortdauer für mein ganzes übriges Leben sie mir versprochen hatte.

Sobald ich glaubte, dieser Gesinnung von ihrer Seite gewiß seyn zu können, hatte ich angefangen, mein Herz gegen sie durch das aufrichtige Geständnuß aller meiner Fehler zu erleichtern. Ich hatte mir's nähmlich zur unverbrüchlichen Regel gemacht, mich meinen Freunden ganz so zu zeigen, wie ich bin, weder besser, noch schlimmer. Aus diesem Grunde machte ich sie mit meinen Verhältnussen gegen Theresen, mit allen Folgen dieser Verbindung, und mit den Verfügungen über meine Kinder bekannt. Sie hatte meine Bekänntnusse sehr gütig aufgenommen: zu gütig sogar, denn sie verschonte mich mit allem Tadel, den ich doch sowohl verdiente. Was mich am meisten rührte, war ihre Gütigkeit, welche sie an Theresen verschwendete, indem sie ihr kleine Geschenke machte, sie zu sich holen ließ, sie zu öfteren Besuchen aufmunterte, sie mit tausend Liebkosungen empfieng, sogar öfters vor jedermann umarmte. Das arme Mädchen war ausser sich vor Freude und Erkenntlichkeit

keit, und wahrlich! ich theilte diese Empfindungen mit ihr; denn die tausend Gefälligkeiten mit welchen Herr und Madame de Luxenbourg mittelbar mich in ihrer Person überschütteten, rührten mich noch mehr, als die, welche ich unmittelbar von ihnen genoß.

Lange Zeit war dieß die Lage der Sachen; aber endlich trieb die Frau Marschallin ihre Gütigkeit so weit, eins meiner Kinder von dem Orte, wohin ich es gegeben hatte, wegholen zu wollen. Sie wußte, daß ich in die Windeln des Aeltesten ein Zeichen hatte machen lassen; sie bat mich um die Copie davon, und ich gab sie ihr. Nun schikte sie ihren Cammerdiener und Vertrauten, Nahmens la Roche, aus, um Nachforschungen anzustellen. Aber alle seine Mühe war vergebens, er fand nichts, wiewohl eigentlich nach Verfluß von zwölf oder vierzehen Jahren, wenn die Register des Findelhauses richtig geführt, oder die Nachsuchungen mit Fleiße gemacht worden wären, meine Chiffer nicht hätte sollen unauffindbar seyn. Wie dem auch seyn mag, so war ich doch über den schlechten Erfolg der Bemühungen der Frau Marschallin weniger betrübt, als ich's gewesen seyn würde, wenn ich dem Leben meines Kindes von seiner Geburt an gefolgt wäre. Hätte man mit Hülfe der rükweisenden Daten mir irgend ein

Kind

Kind als das meinige vorgestellt, so würde der Zweifel, ob denn dieß wirklich mein Kind wäre, ob man mir nicht ein anderes statt des meinigen untergeschoben hätte, mir das Herz eingeengt haben, und nie würde ich in seiner ganzen Fülle das wahre Gefühl der Natur geschmekt haben: denn eben daß Gefühl muß, wenigstens während der Kindheit, durch Gewohnheit unterstützt werden. Die langdaurende Entfernung eines Kindes welches man noch nicht kennt, schwächt, tödtet endlich, die Empfindungen des Vaters und der Mutter; nie wird man dasjenige Kind, was man durch die Amme hat aufziehen lassen, so zärtlich lieben, wie dasjenige, was man unter seinen Augen aufgezogen hat. Diese Betrachtung vermindert mein Unrecht in seinen Folgen, aber sie erschwert es in seinem ersten Anfange.

Es ist vielleicht nicht unnüz, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß, durch die Dazwischenkunft Theresens, dieser nähmliche la Roche die Bekanntschaft der Madame le Vasseur mochte, welche G.... immer noch in Deuil, vor der Thüre von la C.......e und ganz nahe bey Montmorenci unterhielt.

Nach meiner Abreise gebrauchte ich Herrn la Roche, dieser Frau das Geld, welches ich ihr

immer

immer gegeben habe, zuzustellen, und ich glaube, daß eben er ihr öfters Geschenke von der Frau Marschallin brachte. So war denn dieses Weib nicht zu beklagen, ungeachtet sie immer klagte. Von G.... sprach ich mit Madame de Luxenbourg nur dann, wann ich mußte, weil ich überhaupt nie gerne von Leuten spreche, welche ich hassen zu müssen glaube; aber die Frau Marschallin brachte das Gespräch mehreremale auf ihn, ohne zu sagen, was sie von ihm dächte, und ohne mich merken zu lassen, ob sie diesen Menschen kennte oder nicht. Da ich Hinterhältigkeit gegen Leute, welche man liebt und welche gegen uns offen sind, nicht gut ausstehen kan, so habe ich in der Folge über dieses Betragen der Frau Marschallin oft nachgedacht; aber immer nur dann, wann andere Vorfälle mich ungezwungen auf diese Betrachtung führten.

Schon lange hatte ich kein Wort mehr von meinem Emil gehört, seit ich ihn der Madame de Luxenbourg übergeben hatte; endlich erfuhr ich, daß ein Contrakt darüber in Paris mit dem Buchhändler Duchesne, und durch diesen mit dem Buchhändler Neaulme in Amsterdam geschlossen wäre. Madame de Luxenbourg schikte mir beyde Abschriften meines, mit Duchesne geschlossenen, Contrakts zur Unter-

zeichnung zu. Ich erkannte die Handschrift derselben für die nähmliche, von welcher diejenige Briefe des Herrn von M........s waren, welche er nicht eigenhändig schrieb. Die für mich aus diesem Umstande fliessende Gewißheit, daß mein Contrakt mit Beystimmung und unter den Augen der Obrigkeit geschlossen wäre, machte, daß ich ihn mit Zuversicht unterschrieb. Zufolge desselben gab Duchesne für mein Manuscript mir sechstausend Franken, die Hälfte in baarem Gelde, und wie ich glaube, hundert oder zweyhundert Exemplare. Ich unterschrieb also beyde Duplicate, und schikte sie hierauf der Frau Marschallin zurük, weil sie dieses ausdrüklich verlangt hatte: sie gab das eine Exemplar dem Buchhändler, das andere behielt sie, statt mir es zurükzuschiken, bey sich, und seither habe ich es nie wieder gesehen.

Meine Bekanntschaft mit Herrn und Madame de Luxenbourg hatte zwar vor der Hand die Ausführung meines Vorhabens, mich ganz in die Einsamkeit zurükzuziehen, gehemmt, aber sie hatte mich nicht bewogen, ihm ganz zu entsagen. Selbst zu der Zeit, da ich bey der Frau Marschallin am meisten in Gunst stand, hatte ich immer gefühlt, daß nur die alleraufrichtigste Zuneigung gegen den Marschall und seine Gemahlin mir

mir ihre Förmlichkeiten erträglich machen konnten; und das Ziel meiner Wünsche war immer gewesen, diese nähmliche Zuneigung mit einer, meinem Geschmake und meiner, durch Zwang und Schmäuse — aller der Sorgfalt, mit welcher man trachtete, mich vor jeder schädlichen Unordnung zu bewahren, unerachtet — unaufhörlich erschütterten Gesundheit angemessenern Lebensart zu vereinigen. Und in der That trieb man in diesem, so wie in jedem andern Punkte, die Aufmerksamkeit gegen mich so weit, als möglich: so nahm, zum Beyspiel, der Marschall, welcher immer zeitig zu Bette gieng, mich immer mit sich weg, und ich mußte, ich mochte nun wohl oder übel wollen, mich auch schlafen legen. Erst einige Zeit vor meinem Falle hörte er, ich weiß nicht, warum? auf, diese Aufmerksamkeit für mich zu haben.

Noch ehe ich das Erkalten der Marschallin gegen mich bemerkte, war, um mich demselben nicht mehr auszusezen, mein Wunsch gewesen, meinen alten Plan auszuführen; da aber hiezu mir klingende Münze gebrach, so war ich gezwungen die Abschliessung des Contrakts über den Emil abzuwarten, und bis dieser zu Stande kam, legt ich die lezte Hand an den Contract social und schikte ihn Rey'n. Für diese Hand-

schrift forderte ich tausend Franken, welche er mir auch gab.

Einen kleinen Vorfall, diese Handschrift betreffend, darf ich nicht vergessen. Ich gab sie, wohl verpetschirt, Herrn du Voisin, Pfarrer aus dem Pays de Vaud und Caplan im Hotel de Hollande, der mich bisweilen besuchte, und es auf sich nahm es Rey'n, mit welchem er in Verbindung war, zu übermachen. Diese Handschrift war sehr klein geschrieben und machte mithin ein kleines Päkchen aus, was seine Tasche nicht füllte. Beym Durchgehen durch die Barriere fiel meine Handschrift, ich weiß nicht wie? in die Hände der Commis, welche das Paket öfneten, durchsuchten und endlich zurükgaben, nachdem er es erst im Nahmen seines Gesandten hatte zurükfordern müssen. Auf diese Art konnte er selbst es lesen, wie er, gethan zu haben, mir sehr naiv gestand, wobey er dem Werke gehäufte Lobsprüche ertheilte, ohne gleichwohl ein Wörtchen von Beurtheilung und Prüfung zu sagen; ohne Zweifel, weil er sich vorbehielt, die Sache des Christenthums erst dann zu verfechten, wann das Werk im Druke erschienen seyn würde. Er siegelte das Päkchen wieder zu und schikte es an Rey. So erzählte er mir in der Hauptsache diesen Vorfall in einem Briefe, worinnen er mir

Rechen-

Rechenschaft von der Geschichte gab, und diese seine Erzählung ist alles, was ich davon weiß.

Ausser diesen zwey Büchern und meinem musikalischen Wörterbuche, an welchem ich von Zeit zu Zeit arbeitete, hatte ich noch einige andere minder beträchtliche Werke, alle zum Druke fertig; nur war ich noch in Zweifel, ob ich sie einzeln herausgeben, oder der Sammlung aller meiner Werke, wenn ich jemals eine solche veranstalten würde, einverleiben sollte. Das vorzüglichste dieser Stüke, von welchen die meiste noch handschriftlich sich in den Händen des Herrn du P..... befinden, war ein Versuch über den Ursprung der Sprachen, welches ich dem Herrn de M.........s und dem Chevalier de L.....y zum Lesen gab, und welches von beyden sehr gelobt wurde. Ich rechnete, daß alle diese Produkte meiner Feder zusammen genommen, mir wenigstens, nach Abzug aller Unkosten, ein Capital von acht bis zehentausend Franken einbringen müßten; diese wollte ich sowohl auf meinen als auf Theresens Kopf auf Leibrenten legen. Wenn dieß geschehen wäre, so wollten wir, wie ich schon gesagt habe, uns zusammen tief in irgend eine Provinz vergraben, wo ich das Publikum nicht mehr mit mir, und mich selbst einzig mit Beschliessung meiner Laufbahn in Fried und

Ruhe, nähmlich damit beschäftigen wollte, daß ich in meinem Kreise so viel Gutes würkte, als mir möglich wäre, und daneben die Geschichte meines Lebens mit Musse schriebe.

Dieß war mein Projekt. Eine großmüthige Handlung Rey's, die ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen darf, erleichterte die Ausführung desselben. Dieser Buchhändler, von welchem man in Paris mir soviel Schlimmes sagte, ist nichts destoweniger unter allen, mit welchen ich zu thun gehabt habe, der einzige, mit welchem ich immer Ursache hatte zufrieden zu seyn. Wahr ist's, wir geriethen über den Druk meiner Werke oft miteinander in Streitigkeiten; er war unbesonnen und ich heftig. Aber in allen Stüken, wo von Geld nnd kaufmännischen Verhältnussen die Rede war, habe ich ihn immer als einen rechtschaffenen pünktlichen Mann gefunden, ungeachtet ich nie einen förmlichen Contrakt mit ihm gemacht habe. Er ist sogar der einzige, der mir freymüthig gestanden hat, daß er mit meinen Werken nicht übel fahre; oft sagte er mir, daß ich sein Glük gemacht hätte, und bot mir an, es mit ihm zu theilen. Da er, mir selbst unmittelbar, seine Dankbarkeit nicht bezeugen konnte, so wollte er sie wenigstens mir in der Person meiner Gouver-

vernantin beweisen, und sezte ihr eine lebenslängliche Pension von dreyhundert Franken aus, wobey er in der Schenkungsakte ausdrüklich bemerkte, daß dieß aus Erkenntlichkeit für die Vortheile geschähe, welche ich ihm verschaft hätte. Niemand wußte um diese Handlung, die gleichsam unter vier Augen geschahe, die er so ganz ohne alle Prahlerey, ohne Ansprüche, ohne Geräusch begieng, daß, hätte ich nicht zuerst sie jedermann erzählt, niemand etwas davon erfahren haben würde. Ich war von diesem Betragen so gerührt, daß ich von dieser Zeit an mit wahrer Freundschaft an Rey'n hieng. Einige Zeit nachher bat er mich für eines seiner Kinder zu Gevatter, ich nahm es an, und in der Lage, in welche man mich versezt hat, ist es nicht die geringste meiner Kümmernusse, daß man mir alle Mittel geraubt hat, meine Zuneigung meinem Patchen und seinen Eltern nüzlich zu machen. — Warum ich, so sehr gerührt von der bescheidenen Grosmuth dieses Buchhändlers, es so wenig bin bey dem geräuschvollen Dringen so vieler hochtrabenden Leute, welche die Welt mit Geschreye von allem dem Guten füllen, was sie mir haben erweisen wollen, und wovon ich nie etwas gefühlt habe? Ist dieß der Fehler dieser Leute, oder ist's der meinige? Sind sie nur eitel, oder bin ich nur undankbar? Leser,

der du's vermagst, wäge, entscheide! ich will schweigen.

Rey's Pension war eine grosse Zulage für Theresens Unterhalt, und eine grosse Unterstüzung für mich. Uebrigens war ich weit entfernt, für meine Person unmittelbar Vortheil davon zu ziehen, eben so wenig als von den Geschenken, welche sie von einigen Seiten her erhielt.

Sie selbst konnte immer über alles frey verfügen. Wenn sie mir ihr Geld aufzubewahren gab, so hielt ich ihr eine getreue Rechnung darüber, und nie verwendete ich von dem ihrigen einen Heller zu den Ausgaben, welche unsere gemeinschaftliche Haushaltung erforderte, selbst dann nicht, wann sie viel und ich wenig hatte. „Was mein ist, ist unser“ pflegte ich ihr zu sagen, und: Was dein i'st, ist dein! Nie wurde ich dieser, mir von mir selbst vorgeschriebenen Regel, welche ich ihr öfters wiederholte, ungetreu. Diejenige, welche niedrig genug gewesen sind, mich zu beschuldigen, daß ich durch Theresens Hände das annähme, was ich, unmittelbar an mich gebracht, zurükwiese, haben ohne Zweifel mein Herz nach dem ihrigen beurtheilt, und mich schlecht gekannt. Mit Vergnügen würde ich mit ihr ihr selbstgewonnenes Brod

essen,

essen, aber nie welches, was sie von andern angenommen hätte. Ich berufe mich über diesen Punkt auf ihr Zeugnuß; man mag immerhin die Versicherung aus ihrem Munde entweder jezt, oder dann vernehmen, wann sie, nach dem Laufe der Natur, mich wird überlebt haben. Unglüklicherweise versteht sie in keiner Rüksicht die Kunst Haus zu halten, sie ist sehr sorglos und sehr verschwenderisch, nicht aus Eitelkeit, nicht aus Hang zum Wohlleben und den Reizen einer wohlbesezten Tafel, sondern einzig und allein aus Nachlässigkeit. Nichts ist hienieden vollkommen, und wenn es denn nun unausweichbares Verhängnuß ist, daß die herrliche Eigenschaften dieser Person mir sollen versalzen werden, so will ich doch immer lieber, daß sie Fehler, als daß sie Laster habe, und sollten auch jene uns beyden mehr schaden, als diese. Unbegreifliche Mühe habe ich mir gegeben, ihr, wie ichs' einst für Mama'n zu thun Willens war, ein Stük Geldes als Nothpfenning zusammen zu sparen; aber alle diese Mühe war vergebens.

Nie hat weder Therese noch Mama ihre Ausgaben mit ihren Einnahmen berechnet; ich mochte thun und sagen, was ich wollte, so gieng dennoch bey der einen, wie bey der andern alles wieder weg, wie es gekommen war. Wie ein-

fach auch immer Therese sich kleiden mag, so reichte doch Rey's Pension nie für diesen Artikel hin, und alljährlich mußte ich etwas von dem meinigen zusezen. Weder sie noch ich sind gemacht, je reich zu werden, und wahrlich! ich zähle dieß nicht zu unserem Unglük.

Der Contract social wurde schnell gedrukt. Nicht so schnell gieng's mit dem Emil, dessen Bekanntmachung ich erst abwarten wollte, ehe ich mich in die Einsamkeit begeben konnte. Duchesne schikte mir von Zeit zu Zeit Drukmuster, damit ich aus denselben ein beliebiges auswählen sollte; wenn ich dann gewählt hätte, so schikte er mir, statt nun mit dem Druke anzufangen, neue Muster. Als wir endlich uns über das Format und Schriftform hinlänglich verständiget hatten, und bereits mehrere Bogen abgedrukt waren, und ich nur von ungefähr eine kleine Abänderung in einer Probe machte, fieng er ganz von vorne an und nach sechs Monaten waren wir gerade so weit, als am ersten Tage. Während all' diesen Versuchen blieb mir nicht verborgen, daß das Werk sowohl in Frankreich als Holland gedrukt, und zwo Ausgaben auf einmal veranstaltet wurden. Was sollte ich machen? Ich war nimmer Meister meiner Handschrift. Obwohl ich mit der in Frankreich besorgten Ausgabe

gabe eigentlich nichts zu schaffen haben wollte, und mich diesem Unternehmen beständig widersezt hatte; so mußte ich doch, da der Druk dieser Ausgabe, ich mochte nun süß oder sauer dazu sehen, seinen Gang fortgieng, und da diese Ausgabe jener zum Muster dienen sollte, meine Aufmerksamkeit darauf lenken und die Proben ansehen, wenn ich mein Buch nicht verstümmelt und entstellt haben wollte. Uebrigens geschahe der Druk des Werkes so sehr mit Bewilligung der Obrigkeit, daß der Büchercommissar selbst in gewisser Art die ganze Sache dirigirte. Er selbst schrieb aus Gelegenheit meines Buchs bisweilen an mich, und kam sogar einst eben deßhalb zu mir bey einem Anlasse, von welchem ich sogleich reden werde.

Während daß Duchesne den Druk mit Schildkröteneile fortrüken ließ, gieng's bey Neaulme, der durch jenen aufgehalten wurde, noch viel langsamer. Er erhielt die abgedrukte Bogen sehr unrichtig. Er glaubte in der Handlungsweise des Duchesne oder eigentlich des Guy, welcher das Geschäft für ihn besorgte, Hinderlist wahrzunehmen, und weil er sahe, daß dem Contrakte nicht nachgelebt wurde, so schrieb er mir Briefe über Briefe voll der bittersten Klagen und Beschwerden, denen ich so wenig ab-

helfen

helfen konnte, als denen, welche ich für meine eigene Rechnung zu führen Ursache hatte. Sein Freund, Guerin, der damals mich öfters besuchte, sprach unaufhörlich mit mir von diesem Buche, aber so oft er davon sprach, geschahe es mit dem grösten Rükhalt. Er wußte bald, und wußte bald wieder nicht, daß es in Frankreich gedrukt würde; er wußte und wußte nicht, daß der Büchercommissar selbst sich darein mengte; er beklagte mich wegen der vielen Unruhe, welche ich durch dieses Buch mir zuzöge, dabey schien er mir irgend eine Unvorsichtigkeit Schuld zu geben, ohne jedoch je mir sagen zu wollen, worinnen diese eigentlich bestünde; er ränkelte*) und lavirte unaufhörlich: er schien nur zu sprechen, um mich zum Sprechen zu bringen. Ich war damals noch so ganz sorglos, daß ich über den geheimnußvollen und argwöhnischen Ton, wessen er sich bey dieser Gelegenheit bediente, lachte, weil ich denselben für etwas hielt, was von seinem häufigen Umgange mit Ministern und Obrigkeitlichen Personen bey ihm hängen geblieben wäre. Ich wußte gewiß, daß ich in allem, was dieses Werk betraf, in jeder Hin-

sicht

*) Ränkeln schwäbisch für: kleine Ränke, d. i. krumme Wege, gebrauchen, um der Wahrheit auszuweichen. A. d. U.

sicht gesezmässig verfahren hatte; ich war lebhaft überzeugt, daß eben dieses Werk nicht allein den Beyfall und den Schuz des Büchercommissars genoß, sondern auch, daß es beydes verdiente. Ich wünschte mir Glük zu meinem Muthe recht zu handeln und lachte über die kleinmüthige Seelen, welche meinetwegen in Unruhe zu seyn schienen. Dúclos war einer von der Zahl derselben, und frey bekenne ich, mein unbegränztes Vertrauen in seine Geradheit und seine Einsichten hätte mich, wie ihn, unruhig machen können, wenn mein Vertrauen in die Nüzlichkeit meines Werks und in die Rechtschaffenheit seiner Gönner und Beschüzer nicht noch weit unbegränzter gewesen wäre. Er besuchte mich einst, nachdem er unmittelbar vorher bey Herrn Baille gewesen war: der Emil war noch unter der Presse. Ich las ihm das Glaubensbekenntnuß des Vikars von Savoyen vor. Er hörte sehr ruhig, und, wie mir schien, mit grossem Vergnügen zu. Als ich fertig war, fragte er mich: „Wie! Bürger von Genf! das alles stehet in einem Buche, was in Paris gedrukt wird?“ — „Ja!“ erwiederte ich, „und von Rechtswegen sollte es im Louvre, auf königlichen Befehl gedrukt werden.“ „Sie mögen immerhin Recht haben, aber thun Sie mir den

„Gefal-

„Gefallen, niemanden zu sagen, daß
„Sie mir dieses Stük vorgelesen ha-
„ben!“

Diese auffallende Art sich auszudrüken überraschte mich, ohne mich zu erschreken. Ich wußte, daß Duclos Herrn de M........s öfters besuchte. Ich begrief nicht, warum beyde über einen und denselben Gegenstand so ganz verschieden dächten.

Seit mehr als vier Jahren hatte ich in Montmorenci gelebt, ohne auch nur Einen Tag einer vollkommenen Gesundheit genossen zu haben. Zwar ist die Luft hier unverbesserlich, aber das Wasser ist schlecht, und wohl mag dieß nicht wenig zur Verschlimmerung meiner eingewurzelten übeln Zufälle beygetragen haben. Gegen das Ende des Herbsts 1761. ward ich wirklich ganz krank, und brachte den ganzen Winter unter, beynahe ununterbrochenen, Leiden zu. Mein körperliches Uebel, erhöht durch tausendfache innerliche Unruhe, erhöhte hinwiederum diese, oder machte mich wenigstens für das Gefühl derselben empfänglicher. Schon seit einiger Zeit quälten mich dunkle traurige Ahndungen, ohne daß ich eine Beziehung derselben entdeken konnte. Es liefen an mich sonderbare Briefe mit und ohne

Nah-

Nahmensunterschriften, die eine sonderbaren Innhalts wie die andere. Ich erhielt einen dergleichen von einem Parlamentsrath von Paris, der mit der gegenwärtigen Lage der Dinge unzufrieden, und in Ansehung der Zukunft in Sorgen war, und mich über die Wahl eines Zufluchtsorts, ob er nähmlich sich nach Genf oder nach der Schweiz wenden sollte, befragte. Einen andern erhielt ich vom Herrn de .... Präsident a Mortier beym Parlament von ...... welcher mir vorschlug, für dieses Parlament, welches damals mit dem Hofe nicht gut stand, Memoires und Gegenvorstellungen zu machen; wobey er mir zugleich alle diejenige Materialien und Akten, deren ich zu dieser Arbeit benöthigt seyn würde, zu liefern versprach.

Wenn ich etwas zu leiden habe, so bin ich dem Wechsel meiner Laune unterworfen. Ich war übler Laune, als ich diese Briefe empfieng, und mischte üble Laune in meine Antworten, indem ich kurz alle derley Anträge von der Hand wieß. Daß ich verneinend antwortete, ist nicht, was ich mir vorwerfe, denn konnten diese Briefe nicht Fallen seyn, welche meine Feinde mir legten? *) und

*) So wußte ich zum Beyspiel, daß der Präsident de .... in genauer Verbindung mit den Encyclopädisten und den H.........schen stand.

und immerhin war das, was man von mir begehrte, meinen Grundsäzen, von welchen ich gleichwohl jezt weniger als jemahls abweichen wollte, ganz zuwider. Aber darinnen handelte ich unrecht, daß ich etwas, was ich mit Gelindigkeit und Artigkeit abweisen konnte, mit Härte abwieß.

Man wird unter meinen Papieren die Briefe finden, von welchen ich so eben gesprochen habe. Der des Parlamentsraths überraschte mich nicht, weil ich, wie er und viele andere, des Glaubens war, daß Frankreichs wankende Verfassung einen baldigen gänzlichen Verfall drohe. Die Wunden, welche ein unglüklicher Krieg dem Staate schlug und zu welchen allen eine fehlerhafte Regierung das Schwerd leitete; die unglaubliche Unordnung der Finanzen; das unaufhörliche Rütteln und Zerren der Administration, die damals zwischen zween oder drey Ministern getheilt war, welche in öffentlichem Kriege mit einander lebten, und um sich wechselseitig zu schaden, das Königreich in einen Abgrund von Elend stürzten; das allgemeine Misvergnügen des Volks und aller Stände des Staats: die Hartnäkigkeit einer eigensinnigen Frau, die immer ihren Launen ihre bessere Einsichten, wie viel oder wenig sie deren haben mochte, unterwarf, die immer von jeder Stelle die fähigste zurükwieß, um diejenige damit

mit zu bekleiden, welche ihren Beyfall hatten — alles dieß traf damals zusammen, die Ahndung des Parlamentsraths, des Publikums und meine eigene zu rechtfertigen. Diese Ahndung machte mich selbst mehr als einmal zweifelhaft, ob ich nicht auf einen Zufluchtsort ausser dem Reiche denken sollte, ehe die Unruhen ausbrächen, welche ihm zu drohen schienen. Aber ich tröstete mich wieder mit der Unwichtigkeit meiner Person und meinem friedlichen Naturell: ich hofte, kein Ungewitter sollte in der Einsamkeit, in welcher ich fortan leben wollte, mich erreichen. Nur das einzige bedauerte ich, daß bey dieser Lage der Dinge Herr von Luxenbourg sich zu Aufträgen brauchen ließ, welche ihn in seinem Gouvernement weniger beliebt machen mußten: ich hätte immer gewünscht, daß er sich auf allen Fall einen Zufluchtsort aufgespart hätte, wenn die grosse Maschine einmal aus einander kollerte, da es mir bey der gegenwärtigen Lage unvermeidlich schien, und noch heut mir ungezweifelt gewiß ist, daß, wenn nicht die Zügel des Staats in Eine Hand gekommen wären, die französische Monarchie jezt ohne Rettung verlohren seyn mußte.

Während mein Zustand immer sich verschlimmerte, gieng der Druk des Emils immer langsamer, und stand zulezt gar still, ohne daß ich

den Grund hievon erfuhr, ohne daß Guy mich deßhalb einer Linie würdigte, und ohne daß ich von einem Menschen Nachricht bekommen oder erfahren hätte, was vorgienge, weil Herr de M.........s damals auf dem Lande war. Mich schrökt kein Unglük, kein Unfall, welcher er auch seye, macht mich zaghaft, wenn ich nur weiß, worinnen es besteht; aber ich habe eine angebohrne Furcht vor aller Finsternuß. Ich fürchte und hasse ihr schwarzes Aussehen, jeder Schatten von Geheimnuß beunruhigt mich; Geheimnüsse stehen zu sehr im Mißklange mit meinem bis zur Unvorsichtigkeit ofnen Naturell. Der Anblik des scheuslichsten Ungeheuers würde mich, wie ich glaube, nicht sonderlich erschreken, aber man zeige mir des Nachts eine Gestalt unter einem weissen Tuche, so werde ich mich fürchten. So wurde denn meine Einbildungskraft durch dieß lange Stillschweigen entzündet und gewöhnt, sich lauter Schrekbilder zu schaffen. Je mehr mir die Bekanntmachung meines lezten und besten Werks am Herzen lag, desto mehr zermarterte ich mich mit Aufsuchung dessen, was dieselbe wohl hindern möchte, und weil ich immer das Schlimmste vermuthete, so glaubte ich in der Verzögerung des Druks schon die Unterdrükung des Buches zu finden. Da ich indessen weder den Grund noch die Art dieses Ver-

fahren so recht enträthseln konnte, so war ich in der grausamsten Ungewißheit von der Welt. Ich schrieb Briefe über Briefe an Hrn. de M.........s, an Madame de Luxenbourg und wenn keine Antworten kamen, oder nicht gerade dann kamen, wann ich sie erwartete, so verwirrte ich mich ganz in Zweifeln, ich phantasirte. Unglüklicher Weise erfuhr ich um die nähmliche Zeit, daß der P. Griffet, ein Jesuit, vom Emil gesprochen und Stellen aus demselben angeführt hätte. Plözlich und mit Blizes Schnelle ergrief meine Einbildungskraft diesen Umstand, und sezte sich den ganzen Zusammenhang dieses Geheimnusses der Ungerechtigkeit zusammen. Ich sahe mit Einemmahle den ganzen Gang so hell und mit so vieler Zuverläßigkeit, als hätte ein Mitverschworner mir ihn entdekt. Ich bildete mir ein, daß die Jesuiten über den verächtlichen Ton, in welchem ich von den Collegien sprach, erboßt wären, und sich meines Werks bemächtiget hätten, daß einzig sie die Herausgabe desselben hinderten, daß sie, durch Guerin von meinem gegenwärtigen Zustande unterrichtet, und meinen baldigen Tod voraussehend, den Druk bis nach demselben aufhalten wollten, um alsdann mein Werk verstümmeln, ändern, und mir, zu Erreichung ihrer Absichten Meynungen unterschieben zu können, welche von den meinigen ganz ver-

schieden wären. Zum Erstaunen ist es, welche Menge von Thatsachen und Umständen ich in meinem Kopfe auf diese Folie auftrug, zu welchem Grade von Wahrscheinlichkeit, was sage ich, bis zu welcher Unwiderleglichkeit ich meine Meynung erhob. Guerin war den Jesuiten mit Leib und Seele ergeben; diß wußte ich. Auf ihre Rechnung also schrieb ich alle freundschaftliche Begegnungen, welche er mir erwiesen hatte; auf ihren Antrieb hatte er, so überredete ich mich, mich angegangen, daß ich mit Neaulme in Unterhandlung tretten sollte, von Neaulme hatten sie die erste Bogen meines Werks erhalten. Hierauf hatten sie Mittel gefunden den Druk des Werks bey Duchesne zu unterbrechen, wohl gar der ganzen Handschrift sich zu bemächtigen, um nach Musse sich mit der Umarbeitung derselben solange beschäftigen zu können, bis mein Tod ihnen die Freyheit liesse, das Werk nach ihrem Schnitte umgestaltet herauszugeben. Von jeher hatte ich, des Fuchsschwänzens des P. B......r ungeachtet, gefühlt, daß die Jesuiten mir nicht gewogen waren, nicht nur deßwegen, weil ich Mitarbeiter an der Encyclopädie war, sondern deßwegen, weil alle meine Grundsäze ihren Maximen noch mehr entgegengesezt waren und ihrem Credite noch weit mehr schadeten, als der Unglaube meiner Mitarbeiter. Es können nähmlich

lich der Fanatismus des Gotteslåugners und der Fanatismus des Andåchtlers, da beyde ohnehin auf einem gemeinschaftlichen Punkte, der Unduldsamkeit, zusammentreffen, sich vereinigen, wie sie in China und wie sie gegen mich sich vereinigt haben, da hingegen die vernůnftige, auf Verbesserung des Herzens zwekende Religion keinen Gewissens-Zwang kennt, und allen denen die diese Macht sich anmassen wollen, ihre Schlupfwinkel zerstört. Ich wußte deßgleichen, daß Monseigneur le C........r ein grosser Freund der Jesuiten war: ich fürchtete, der Sohn möchte, durch den Vater in Furcht gesezt, sich in der Nothwendigkeit sehen, das Werk, was er anfånglich in seinen Schuz genommen hatte, nun seinem Schiksale zu überlassen. Ich glaubte schon bey Gelegenheit der zween ersten Theile meines Werks Spuren zu haben, daß ich verlassen wåre; ich schloß dieß nåhmlich aus den tausendfachen Nekereyen, mit welchen man dazumal mich marterte, indem man einmal übers andere um nichts und wieder nichts die Umdrukung eines Blatts verlangte; wo indessen die zween folgende Bånde, wie man gar wohl wußte, so voll starker Stellen waren, daß man håtte müssen sie ganz umschmelzen, wenn sie eine solche Censur, wie die beyden ersten Theile håtten aushalten sollen. Ich wußte noch mehr und wußte

es aus dem Munde des Herrn M..........s selbst, daß der Abbe' de Grave, dem er die Aufsicht über diese Ausgabe anvertraut hatte, auch ein Anhänger der Jesuiten war. Ueberall sahe ich nichts als Jesuiten, und dachte gar nicht daran, daß sie, im Begriffe, vernichtet zu werden und ganz mit ihrer eigenen Vertheidigung beschäftigt, wohl andere Dinge zu thun hätten, als sich mit der Aufsicht über den Druk eines Buches zu zermartern, in welchem von ihnen gar nicht die Rede war. Doch nein! ich thue mir selbst unrecht, wenn ich sage, daß ich: gar nicht daran gedacht habe; ich dachte allerdings daran und Herr de M..........s selbst machte mir diesen Einwurf, sobald er von meinem Hirngespenste hörte: aber aus einer andern Grille, die bey einem Manne sehr natürlich ist, der aus seiner Anachoreten-Höhle hervor von den Geheimnussen wichtiger Angelegenheiten urtheilen will, von denen er doch nichts wissen kann, wollte ich niemals glauben, daß der Jesuiten-Orden in Gefahr wäre, und das Gericht, was sich davon verbreitet hatte, betrachtete ich als einen Broken, welchen sie selbst dem Publikum hingeworfen hätten, damit es sich daran belustigen und darüber sie vergessen möchte. Der grosse Erfolg, welchen ihre Bemühungen ehemals gehabt hatten, die von jeher unfehlbare Wirksam-

keit

keit ihrer Anschläge, bildeten bey mir eine so fürchterliche Vorstellung von ihrer Macht, daß ich schon zum voraus die Herabwürdigung des Parlaments beklagte. Ich wußte, daß Herr von Choiseul bey den Jesuiten studirt hatte, daß Madame de Pompadour nicht übel mit ihnen stand und daß eine Verbindung mit ihnen gegen gemeinschaftliche Feinde von den Günstlingen und den Ministern immer für vortheilhaft gehalten worden war. Der Hof schien sich in nichts mengen zu wollen, und weil ich daneben überzeugt war, daß, wenn je die Gesellschaft einen Stoß bekäme, dieser gewiß vom Parlament ihm nicht beygebracht werden könnte, so zog ich aus dieser Unthätigkeit des Hofes, zusammen gehalten mit der Schwäche des Parlaments einen Schluß, vermittelst wessen ich mir den Grund der Zuversicht des Ordens erklärte und aus welchem ich ihm den Sieg über jede Angriffe prophezeyhte.

Mit einem Worte! alle damals gieng und gäbe Sagen hielt ich für erdichtet und für eben so viele von ihnen gelegte Schlingen, und glaubte überdieß, daß sie bey ihrer Sicherheit Zeit genug hätten, um alle Rüksichten zu befriedigen. Nach allem diesem zweifelte ich nicht, daß sie in kurzer Zeit den Jansenismus und das Parlament und die Encyclopädisten und alles, was ihr Joch nicht

trüge, ausrotten würden: und eben so wenig zweifelte ich, daß, wenn sie je die Herausgabe meines Buchs gestatteten, sie dieß erst dann thun würden, wenn sie es ganz umgestaltet und es zu einer Waffe für sich gebildet haben würden. Sie würden, fürchtete ich, sich meinen Nahmen zu einem und unter dem Schuze desselben meine Leser überraschen.

Ich fühlte mich dem Tode nahe. Noch kann ich nicht begreifen, wie meine ausschweifende Grillen mich nicht in die Grube gebracht haben: so sehr fürchterlich war mir der Gedanke, mein Andenken in meinem besten und der Aufbewahrung würdigsten Buche nach meinem Tode entehrt zu wissen. Nie in meinem Leben habe ich den Tod so, wie damals, gefürchtet, und ich glaube, wenn ich unter diesen Umständen gestorben wäre, so wäre meine Seele in der Verzweiflung dahin gefahren. Heute sogar, da ich das schwärzeste, das scheuslichste Complot, was je gegen das Gedächtnuß eines Mannes geschmiedet worden, raschen Ganges und ungehindert seiner Ausführung entgegen eilen sehe, — heute so gar würde ich weit ruhiger sterben als damals; denn heute weiß ich, daß ich in meinen Schriften ein Zeugnuß hinterlassen, was frühe oder spät, alle Complote besiegen wird.

Herr

Herr de M.........s Zeuge und Vertrauter meiner Bewegungen gab sich, um mich zur Ruhe zu bringen, unendliche Mühe, welche die unerschöpfliche Güte seines Herzens unläugbar bewiese. Madame de Luxenbourg half mit ihm an diesem guten Werke arbeiten, und begab sich selbst mehrere mahle zu Duchesne um zu erfahren, wie es denn mit der Herausgabe meines Buches stände. Endlich wurde der Druk wieder vorgenommen und gieng ein wenig schneller, aber nie habe ich erfahren können, warum er war unterbrochen worden. Herr de M.........s bemühet sich selbst zu mir nach Montmorenci um mich zu beruhigen: er kam damit zu Stande, mein vollkommenes Zutrauen in die Geradheit seines Charakters siegte über die Verwirrung meines armen Kopfs und verliehe den Maaßregeln, welche er ergrief, um mich zu recht zu bringen, Wirksamkeit. Seit er meine Beängstigungen selbst gesehen, meine Phantasien in der Nähe beobachtet hatte, mußte er nothwendig mich sehr bedauernswürdig finden. Auch that er dieß. — Ihm kamen die unaufhörlich wiederholte Aeusserungen der philosophischen Cabale, von welcher er umringt war, wieder in den Sinn. Als ich die Einsiedeley bezog, machten sie, wie schon gemeldet, bekannt, daß ich es nicht lange dort aushalten würde.

Als sie sahen, daß ich blieb, legten sie dieß für Eigensinn, für Stolz, für Schaam, mir widersprechen zu sollen, aus, behaupteten aber dabey, daß ich zum Sterben Langeweile hätte, und sehr unglüklich lebte. Herr de M.........s glaubte es und schrieb mir hierüber; mir war dieser Irrthum eines Mannes, für welchen ich so viele Achtung hegte, schmerzlich und deßwegen sezte ich in einer Folge von vier Briefen die wahre Beweggründe ihm aus einander und schilderte getreulich meinen Geschmak, meine Neigungen, meinen Charakter, und alles was in meinem Herzen vorgieng. Diese vier Briefe schrieb ich nieder, ohne sie vorher auf einem besondern Blatte entworfen zu haben, rasch, mit Einem Federzuge, ohne sie wieder durchzulesen, und gerade diese vier Briefe sind vielleicht das einzige was ich in meinem ganzen Leben mit Leichtigkeit geschrieben habe, und was zum Erstaunen ist, ich schrieb sie mitten unter Leiden, und während einer fortdaurenden Niedergeschlagenheit. Ich ächzte vor Schmerz, und vor Kummer war ich einer Ohnmacht nahe, wenn ich bedachte, daß ich in dem Herzen rechtschaffener Leute eine so ganz unrichtige Meynung von mir hinterliesse. Durch die Umrisse, welche ich in der Eile in jenen vier Briefen von mir entwarf, suchte ich gewissermassen meine Lebensbeschreibung, welche ich zu

schrei-

schreiben mir vorgenommen hatte, vollständiger zu machen. Diese Briefe hatten den Beyfall des Herrn von M.........s, er zeigte sie in Paris, und sie sind gewissermassen der kurze Auszug dessen, was ich hier, wo ich mehr ins Einzelne gehe, erzähle, und in dieser Rüksicht sind sie der Aufbewahrung würdig. Unter meinen Papieren wird man die Abschrift finden, welche er auf mein Bitten von denselben machen ließ, und mir einige Jahre später schikte.

Das einzige, was mich nun noch kümmerte, mich, der ich meinen Tod so nahe glaubte, war: keinen vertrauten Gelehrten zu haben, in dessen Händen ich meine Papiere niederlegen könnte, und der nach meinem Tode eine Auswahl unter denselben träfe.

Seit meiner Genfer Reise habe ich mit M.....u eine freundschaftliche Verbindung geknüpft, ich hatte Neigung für diesen jungen Mann und hätte gewünscht, daß Er einst mir die Augen zudrüken könnte. Ich ließ ihm diesen Wunsch merken, und glaube, daß er diesen Liebesdienst mir gerne erwiesen haben würde, hätten nicht Geschäfte und Familien-Verbindungen ihn abgehalten. Weil ich diesen Trost entbehren mußte, so wollte ich wenigstens ihm dadurch einen Beweiß meines Zutrauens geben, daß ich ihm das

Glau-

Glaubensbekenntnuß des Vikars von Savoyen vor Bekanntmachung desselben zuschikte. Er war mit demselben zufrieden, aber aus seiner Antwort schien mir zu erhellen, daß er nicht mit eben der Sicherheit, wie ich die Wirkung davon erwartete. — Er wollte etwas von mir haben, was kein anderer Mensch ausser ihm besässe. Ich sandte ihm eine Trauerrede auf den verstorbenen Herzog von Orleans, welche ich für den Abbe' Darty geschrieben hatte, und welche nicht wirklich gehalten worden war, weil, wider seine Erwartung, gerade er den Auftrag hiezu nicht bekame.

Der Druk des Emils wurde, nachdem er wieder war vorgenommen worden, ungestört fortgesezt und sogar vollendet; auch fiel mir das als sonderbar auf, daß man die zween lezten Bände ohne Widerspruch bey der Censur durchgehen ließ, und der Innhalt der Bekanntmachung des Werks hier nicht im mindesten hinderlich war. Da man hingegen bey den beyden erstern so strenge auf das Ausschneiden und Umdruken so mancher Blätter gehalten hatte. Aber noch war ich nicht ganz ruhig und zwar wegen eines Umstandes, welchen ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. — Erst hatte ich mich vor den Jesuiten gefürchtet, nun fürchtete ich mich vor den Jansenisten und Philosophen. Als geschworner Feind

alles

alles dessen, was irgend Parthey, Faktion, Cabale heissen kann, erwartete ich nie etwas Gutes von Leuten, welche sich zu etwas dergleichen hielten. Die Baasen hatten seit einiger Zeit ihre alte Wohnung verlassen, und sich dicht neben mir eingenistet, so dicht, daß sie in ihrem Zimmer alles hören konnten, was man in dem meinigen und auf meiner Terasse sprach, und daß man von ihrem Garten aus sehr bequem die kleine Mauer, welche ihn von meinem Gartenhause trennte, übersteigen konnte. Dieses Gartenhaus hatte ich zu meinem Arbeitszimmer gemacht, und hier stand mein Tisch ganz überdekt mit Proben und Aushängebogen vom Emil und dem Contract social. Weil ich, so wie ich einen Bogen erhielt, ihn an die schon früher erhaltene anheftete, so hatte ich alle Bände meiner Werke lange Zeit vorher, ehe sie wirklich im Publikum bekannt wurden. Meine Unbesonnenheit, meine Nachlässigkeit, mein Zutrauen, welches ich in Herrn Mathas sezte, in dessen Garten ich wohnte, liessen mich oft vergessen, mein Gartenhaus richtig zu verschliessen: kam ich dann am Morgen wieder, so fand ich es ganz offen. Doch dieß würde mich noch nicht beunruhigt haben, hätte ich nicht einige Unordnung unter meinen Papieren zu bemerken geglaubt. Als ich diese Beobachtung mehreremahle nach einander gemacht

hatte,

hatte, ward ich sorgfältiger im verschliessen. Das Schloß war keins von den besten und konnte nur durch eine halbe Umdrehung des Schlüssels geschlossen werden. Als ich noch aufmerksamer geworden war, fand ich eine noch grössere Unordnung, als dann, wann ich alles hatte offen stehen lassen. Das Ding gieng so weit, daß ich einst einen meiner Bände einen Tag und zwo Nächte über vermißte. Ich konnte nicht ergründen, wohin er sich verlohren haben müßte, bis ich am Morgen des dritten Tags ihn auf meinem Tische fand. Nie, weder damals noch nachher, hatte ich auf Herrn Mathas noch auf seinen Neffen Herrn du Moulin einen Verdacht, weil beyde mich liebten, und ich völliges Vertrauen in sie sezte. Den Baasen hingegen fieng ich an weniger zu trauen. Ich wußte, daß sie, obgleich Jansenisten mit d'Alemberten in Verbindung standen, sogar in einem und demselben Hause mit ihm wohnten. Dieß machte mich unruhig und veranlaßte mich meine Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Ich zog mich mit meinen Papieren in mein Zimmer zurük, und brach allen Umgang mit diesen Leuten ab, da ich ohnehin wußte, daß sie in mehreren Häusern mit dem ersten Bande vom Emil, welchen ich so unvorsichtig gewesen war, ihnen zu lehnen, groß gethan hatten. Ungeachtet sie bis zu meiner

ner Abreise meine Nachbarn blieben, so hatte ich doch von dieser Zeit an keine Gemeinschaft mehr mit ihnen. Der Contract social erschien ein oder zween Monate vor dem Emil. Ich hatte von Rey'n verlangt, daß er keins meiner Bücher verstohlnerweise nach Frankreich einführen möchte: er wandte sich daher mit Bitte um Erlaubnuß der Einfuhr über Rouen, wohin er seine Ballen zur See versendet hatte, an die Büchercommission. Rey bekam keine Antwort: seine Ballen blieben mehrere Monate lang in Rouen liegen. Nach Verfluß derselben schikte man sie ihm wieder zurük, nachdem man versucht hatte, sie zu confisciren, wogegen er aber ein so entsezliches Geschrey erhob, daß man sie ihm zurükgab. Einige Neugierige bezogen Exemplare aus Amsterdam, die ohne sonderliches Aufsehen von Hand zu Hand giengen. Mauleon hatte davon gehört, selbst etwas davon gesehen. Er sprach mit mir in einem geheimnußvollen Tone davon, welcher mich überraschte und mich unruhig gemacht haben würde, hätte ich nicht, da ich gewiß war, in jeder Rüksicht gesezmässig gehandelt zu haben, und vor dem Richterstuhl meines Gewissens Vorwurfs frey zu seyn, nach meinen Grundsäzen mich beruhigen können. Auch zweifelte ich keineswegs, daß Herr de Choiseul, der ohnehin für mich schon gut gestimmt war,

und

und für das Lob, was ich in diesem Werke aus wahrer Achtung für ihn ihm ertheilt hatte, nothwendig empfindlich seyn mußte, — daß dieser mich bey dieser Gelegenheit gegen den Unwillen der Madame de P.......r schüzen mußte.

Auch durfte ich wahrlich! damals so sehr wie je, auf die Güte des Herrn de Luxenbourg und auf seinen Beystand im Nothfalle rechnen: denn nie gab er mir häufigere und rührendere Beweise seiner Freundschaft, als eben damals. Als er um Ostern wieder nach Montmorenci kam, war mein Zustand so traurig, daß ich nicht mehr aufs Schloß gehen konnte, aber keinen einzigen Tag versäumte er mich zu besuchen, und als er endlich sahe, daß meiner Leiden kein Ende wäre, redete er mir so lange zu, bis ich mich entschloß, mich dem Bruder Come zu zeigen. Er ließ ihn hohlen, brachte ihn zu mir, und hatte den seltenen und wahrlich! bey einem grossen Herrn verdienstlichen Muth, während der ganzen grausamen und langen Operation bey mir zu bleiben. Als der Bruder Come zuerst untersuchte, glaubte er einen grossen Stein zu finden, und verhehlte mir's nicht; bey der zwoten Untersuchung, fand er den Stein nicht mehr. Noch ein drittes und viertesmahl untersuchte er mit einer Sorgfalt und jener Genauigkeit, bey welcher

mir

mir die Zeit sehr lang wurde, und nun erklärte er, daß kein Stein vorhanden, daß aber die Vorsteher Drüse verhärtet und von einer ausserordentlichen Grösse wäre. Er schloß mit der Vorhersagung, daß ich viele Schmerzen leiden und lange leben würde. Wenn der zweyte Theil dieser Prophezeyhung eben so gewiß eintrift, wie der erste, so ist das Ende meiner Leiden noch ferne.

So wußte ich dann, nachdem ich so viele Jahre her auf eine Menge Uebel, welche ich nicht hatte, behandelt worden war, daß meine Krankheit unheilbar, aber nicht tödtlich wäre, und so lange dauren würde, als ich selbst. Meine Einbildungskraft wurde jedoch durch diese Entdekung soweit geregelt, daß ich nicht mehr einen schmerzhaften Tod unter Steinschmerzen in der Ferne vor mir sahe.

Sobald ich nur einmal meiner eingebildeten Schmerzen (für mich unendlich marternder als die wirklichen) entledigt war, erduldete ich die leztern weit ruhiger. Gewiß ists, daß ich seit dieser Zeit weit weniger von meinem Uebel leide, als ich bis dahin gelitten hatte, und nie erinnere ich mich dieses Trostes, ohne mit Zärtlichkeit an Herrn von Luxenbourg zu denken, welchem ich ihn zu danken habe.

Als ich, so zu sagen, wieder ins Leben zurük gerufen war, beschäftigte ich mich mehr als jemals mit dem Plane, wie ich den Rest desselben zubringen wollte, und, um ihn auszuführen, erwartete ich nur noch die Vollendung der Ausgabe des Emils. Ich verfiel bey der Wahl meines künftigen Aufenthalts auf Tourraine, wo ich schon gewesen war, und wo es mir sehr gut gefiel, so wohl wegen der Milde des Climats, als wegen der Sanftheit der Einwohner.

La terra molle lieta dilettosa
Simile a se l'habitator produce.

Ich hatte schon mit Herrn von Luxenbourg von meinem Vorhaben gesprochen; er wollte mich abwendig machen. Ich sprach aufs neue davon als von einer ausgemachten Sache; er schlug mir hierauf das Schloß von Merlou, fünfzehen Meilen von Paris, vor, als einen Zufluchtsort, der mir gewiß anständig seyn würde, und wo sie beyde sich ein Vergnügen machen würden, mich einzurichten. Dieser Vorschlag rührte mich, und mißfiel mir nicht. Vor allen Dingen mußte ich den Ort sehen; wir wurden eins, daß der Herr Marschall mir auf einen gewissen Tag seinen Kammerdiener mit einem Wagen zuschiken sollte, um mich hin zu führen. Ich war an diesem Tage gerade gar nicht wohl auf; die Reise mußte verschoben werden und in der Folge kam

immer

immer wieder etwas dazwischen, was mich hinderte, sie auszuführen. Unterdessen erfuhr ich, daß das Landgut Merlou nicht dem Herrn Marschalle gehörte, und so tröstete ich mich leichter, darüber nicht hingegangen zu seyn.

Der Emil erschien endlich, ohne daß weiter weder von auszuschneidenden Blättern, noch von andern Schwürigkeiten die Rede war. Vor der wirklichen Bekanntmachung des Buches forderte der Marschall alle Briefe des Hrn. de M........s, welche auf dasselbe Bezug hatten, von mir zurük. Mein grosses Vertrauen auf beyde und meine unerschütterliche Sicherheit hinderten mich, etwas ausserordentliches oder beunruhigendes an dieser Bitte zu bemerken. Ich gab alle Briefe bis auf einen oder zween, welche in Büchern aus Versehen waren steken geblieben, zurük. Schon einige Zeit vorher hatte Herr von M.........s mir zu wissen gemacht, daß er die Briefe, welche ich während meiner Unruhe über die Jesuiten an Duchesne geschrieben hatte, sich wollte zurük geben lassen, und ich muß gestehen, daß sie meinem Kopfe keine Ehre machten. Ich bezeugte ihm dagegen, daß ich in keinem Stüke besser scheinen wollte, als ich würklich wäre, und daß er die Briefe Duchesne'n lassen könnte. Ich weiß nicht, was er hierauf gethan hat.

Die wirkliche Bekanntmachung meines Buches geschahe nicht mit dem lärmenden Beyfalle, welcher die Erscheinung meiner übrigen Schriften bisher begleitet hatte. Nie hat ein Werk grössere Lobsprüche von Einzelnen, und zugleich so wenig Beyfall vom Publicum erhalten, als eben dieses. Alles, was mir die befugteste Richter darüber schrieben und sagten, bestärkte mich in der Meynung, daß es die beste, so wie zugleich die wichtigste meiner Schriften wäre. Aber alles dieß wurde mir unter den widersinnigsten Vorbauungen gesagt, gleich als wenn wunderviel daran gelegen gewesen wäre, das Gute, was man davon dächte, zu verbergen. Madame de B....... s schrieb mir: der Verfasser dieses Buches verdiene, daß man ihm eine Ehrensäule sezte, und daß alle Sterbliche ihm huldigten, aber am Ende des Briefgens bat sie ohne Umstände, es ihr wieder zurük zu schiken. D'Alembert schrieb mir: daß dieses Werk über meinen Plaz in der gelehrten Welt laut entschiede, daß unwidersprechlich der oberste mir zuerkannt werden müßte; bey allen seinen bisherigen Briefen hatte er seinen Nahmen unterschrieben, bey diesem nicht. Dúclos, ein sehr treuer Freund und wahrheitliebender aber vorsichtiger Mann, der mein Buch schäzt, vermied, schriftlich mit mir davon zu sprechen. La Condamine hielt

sich

sich an das Glaubensbekenntnuß und schwazte darüber ins Gelag hinein. Clairaut schränkte in seinem Briefe sich auf das nähmliche Stük ein; aber er nahm keinen Anstand die Bewegung zu beschreiben, in welche das Lesen meines Buches ihn versezt hätte: es hätte, schrieb er mir, seine alte Seele wieder erwärmt. Von allen, welchen ich mein Buch zugeschikt hatte, war er der einzige, welcher laut und frey der ganzen Welt alle das Gute sagte, was er von demselben dachte.

Ich hatte auch Herrn Mathas ein Exemplar meines Buches gegeben, noch ehe es in den Handel gekommen war, und dieser hatte es Herrn de Blaire, Parlaments-Rath und Vater des Intendanten von Strasburg gelehnt. Herr de Blaire hatte ein Landhaus in St. Gratien und Mathas, ein alter Bekannter von ihm, besuchte ihn bisweilen, wenn er gehen konnte. Er gab ihm den Emil zu lesen, ehe dieser öffentlich erschien. Bey der Zurükgabe des Buches, sagte Herr de Blaire ihm nachstehende Worte, welche mir am nähmliche Tage wieder hinterbracht wurden: „Sie haben mir da, Herr Mathas! ein „Buch gelehnt, was zwar sehr schön ist, von wel„chem man aber in kurzer Zeit mehr sprechen wird, „als dem Verfasser wohl lieb seyn möchte.“ Als er diese Rede mir hinterbrachte, lachte ich dar-

über, weil ich nichts daran sahe, als die Wichtigkeit eines Mannes von Geschäften, welcher aus allem ein Geheimnuß macht. Alles beunruhigende was hierüber gesprochen wurde, und mir wieder zu Ohren kam, machte nicht mehr Eindruk auf mich: ganz und gar nichts ahndete ich von der Catastrophe, welche meiner wartete, weil ich von der Nüzlichkeit und Schönheit des Werks überzeugt war, weil ich gewiß wußte, daß ich in jeder Rüksicht gesezmässig gehandelt hätte, und weil ich auf den Credit der Madame de Luxenbourg und auf die Gunst des Ministeriums mich verließ, wie ich dieß thun zu können glaubte; im Gegentheile wünschte ich mir Glük, zu meiner Handlungsweise, zu meinem Rukzuge, mitten in meinen Triumphen, und gerade dann, wann ich alle meine Neider niedergetretten haben würde.

Eins nur beunruhigte mich bey der Erscheinung meines Buches, und zwar nicht sowohl um meiner Sicherheit, als um der innern Genugthuung meines Herzens willen. In der Einsiedeley, in Montmorenci hatte ich ganz in der Nähe gesehen, und mein Innerstes hatte bey dem Anblike sich empört, wieviel der arme Landmann leiden muß, damit der Fürst seinen Durst nach Vergnügen ungestört befriedigen kann, wie

wie er seine Felder vom Wilde muß verderben lassen, und nicht wagen darf, sich anders als mit Lärmenmachen, gegen dasselbe zu schüzen, wie er gezwungen ist, die ganze Nacht bey seinen Bohnen und Erbsen mit Beken, Trommeln und Schellen zu wachen, um das Wild wegzuscheuchen. Ich war Zeuge von der barbarischen Härte gewesen, mit welcher der Graf von C........s die arme Leute behandeln ließ, und hatte am Ende des Emils einen Ausfall auf diese Grausamkeit gethan. Eine abermalige Verlezung meiner Grundsäze, welche nicht ungestraft geblieben ist. Ich vernahm, daß die Forstbediente des Prinzen von Conti nicht um das mindeste gelinder mit den Gutsbauren ihres Fürsten verfuhren; ich fürchtete zitternd, daß dieser Prinz, für welchen ich von Achtung und Dankbarkeit durchdrungen war, meine Aeusserungen, welche die beleidigte Menschheit mir abgedrungen hatte, auf sich beziehen möchte. Da indessen mein Gewissen mir über diesen Punkt keine Vorwürfe machte, so beruhigte ich mich bey dem Zeugnusse desselben, und that wohl daran. Zum wenigsten habe ich nie erfahren, daß dieser grosse Prinz auf diese Stelle, welche lange vorher war geschrieben wordin, ehe ich die Ehre gehabt hatte, von ihm gekannt zu seyn, die mindeste Aufmerksamkeit gewendet habe.

Wenige Tage vor oder nach Erscheinung meines Buches (genau erinnere ich mich der Zeit nicht mehr) erschien ein anderes Werk über den nähmlichen Gegenstand, Wort für Wort aus dem ersten Bande des meinigen abgeschrieben, bis auf einige Plattheiten, welche der Verfertiger dieses Auszuges aus seinem Eigenen untermischt hatte. Dieses Buch trug den Nahmen eines Genfers, Balexsert und auf dem Titel stand, daß es den Preiß von der Academie in Harlem davon getragen hätte. Ich begrief leicht, daß die Academie sowohl als die Preißaufgabe eine ganz neue Schöpfung war, um den gelehrten Diebstahl zu verlarven; aber zugleich erblikte ich auch in dunkler Ferne eine frühere Intrigue, von deren Zusammenhang ich nichts begrief: sowohl wie der Herausgeber von jemanden die Handschrift meines Werkes erhalten habe, ohne welchen Umstand sein Raub unmöglich gewesen seyn würde, oder auch wie das Mährchen von der Preißaustheilung seye geschmiedet worden, welchem man doch wenigstens einigen Anstrich von Glaubenswürdigkeit mußte gegeben haben. Erst nach einigen Jahren errieth ich aus einem Worte, welches d'Ivernois sich entwischen ließ, das Geheimnuß, und diejenige Leute, deren Werkzeug der Herr Balexsert gewesen war.

Ein dumpfes Gemurmel, dergleichen vor einem Gewitter herzugehen pflegt, begann sich hören zu lassen, und alle Leute von einigem Scharfsinne sahen bald, daß irgend ein Complot, was mich und mein Buch beträfe, ausgehekt würde, und bald ausbrechen müsse. Ich selbst aber war so dummsicher, ahndete sogar nichts von meinem hereinbrechenden Unglüke, daß ich auch dann die Ursache desselben noch nicht errieth, als ich schon die Wirkung zu empfinden anfieng. Man begann damit, daß man mit vieler Kunst ausstreute: man dürfte gegen Bücher und Verfasser, welche die Religion angriffen, sich keine partheyische Nachsicht erlauben, während daß man gegen die Jesuiten wüthete. Man warf mir vor, meinen Nahmen dem Emil vorgesezt zu haben, und doch hatte ich ihn allen meinen übrigen Schriften vorgesezt, über welche man nichts gesagt hatte. Es schien als sähe man sich zu Schritten gezwungen, welche man ungerne thäte, welche aber durch die Umstände nothwendig gemacht und durch meine Unvorsichtigkeit veranlaßt worden wären. Ich hörte von all' diesem Gerede und es beunruhigte mich nicht: es kam mir sogar nicht einmal in den Sinn, daß etwas davon mich persönlich betreffen könnte, mich, der sich so ganz Vorwurfsfrey, so gut unterstüzt, so ganz gesezmässig handlend fühlte, und nicht

fürchtete, daß Madame de Luxenbourg mich in einer Verlegenheit würde steken lassen, in welche ich durch einen Fehler gerathen wäre, welchen, wenn anders er war begangen worden, nur sie begangen hatte. Weil ich aber wußte, wie's in dergleichen Fällen öfters zu gehen pflegt, und daß meistens die Buchhändler büssen müssen, was eigentlich die Schriftsteller verschuldet haben, so war ich für den armen Duchesne nicht ohne Sorgen, wenn Herr de M.........s ihn etwa einst fallen liesse.

Ich blieb ruhig. Das öffentliche Gerede wurde bald häufiger, und gieng nun aus einem andern Tone. Das Publikum und insbesondere das Parlament schien durch mein ruhiges Verhalten aufgebracht zu werden. Nach einigen Tagen wurde die Gährung fürchterlich, und die Drohungen hatten nun mich unmittelbar zum Gegenstande. Man sagte den Parlaments-Beysizern mit dürren Worten: man mache keine Anstalten, die Bücher zu verbrennen, und man müsse die Verfasser den Flammen opfern. Von den Buchhändlern sprach man gar nicht. Als ich das erstemal von diesen Reden, welche im Munde eines Inquisitors von Goa weit angemessener geklungen haben würden, als im Munde eines Senators, hörte, hielt ich sie für ein Stükchen,

was

was die H.........schen mir spielten, um mich zu schröken und mich zur Flucht zu bewegen. Ich lachte über die kindische List und dachte bey mir selbst, indem ich in meinem Innern über sie spottete, daß sie sowohl etwas anders ausgekünstelt haben würden, um mich in Furcht zu jagen, wenn sie die wahre Beschaffenheit der Sache gewußt hätten: aber bald wurde das bisher dunkle Gemurmel so deutlich, daß man nicht mehr zweifeln konnte, ob es ernstlich gemeynt wäre. Herr und Madame de Luxenbourg kamen heuer früher als gewöhnlich, nähmlich im Junius, nach Montmorenci. Ich hörte von meinen neuen Büchern ungeachtet des Lärms, welchen sie in Paris machten, sehr wenig sprechen, und Herr und Frau vom Hause sprachen gar nichts davon. Einst an einem Morgen war ich indessen doch mit Herrn de Luxenbourg allein. „Haben Sie" sagte er zu mir, „in ihrem Contract social von Herrn de Choiseul übel gesprochen"? „Ich?" erwiederte ich, indem ich, überrascht, einen Schritt zurük trat, „nein! ich schwöre es ihnen! aber gerade das Gegentheil habe ich gethan; aus meiner Feder, die mit Loben gewiß nicht freygebig ist, ist für ihn ein Lob geflossen, wie noch kein Minister je eins erhielt." Ich sagte ihm die Stelle her. „Und in dem Emil?" fragte er weiter.

„Kein

„Kein Wort!" erwiederte ich, „im ganzen Emil „findet sich kein Wort, was auf ihn Bezug hät„te!" — „Ha!" sagte er mit etwas mehr Lebhaftigkeit, als er gewöhnlich nicht hatte, „so „hätten Sie in Ihrem andern Buche es auch „machen, oder deutlicher seyn sollen!" — „Ich „habe geglaubt es zu seyn, und hatte zu viele „Achtung für ihn, um es mehr zu seyn!"

Er wollte das Wort wieder aufnehmen; ich sahe ihn im Begriffe sich zu öfnen; er hielt wieder an sich und schwieg. Unglükliche Höflings-Politik, die selbst in den besten Herzen über die Freundschaft herrscht!

Diese, obgleich kurze, Unterredung klärte mich über meine Lage, nach gewissen Rüksichten auf: endlich lernte ich begreifen, daß ich gemeynt wäre. Ich jammerte über mein unerhört unglükliches Schiksal, was alles, was ich Gutes sagte oder that, zu meinem Nachtheile drehte. Weil ich indessen Madame de Luxenbourg und Herrn de M........s zu meiner Brustwehre zu haben glaubte, so sahe ich nicht ab, wie man sie vorbeygehen, und mich angreifen könnte; wiewohl ich ganz wohl voraussahe, daß, wäre man nur erst bis an mich gekommen, von Billigkeit oder Gerechtigkeit keine Rede seyn, und

daß

daß man sich dann nicht erst damit abgeben würde, zu untersuchen, ob ich wirklich Unrecht hätte oder nicht. Unterdessen brüllte das Wetter immer lauter und näher. Jedermann selbst Neaulme, der in seiner weitläufigen geschwäzigen Schreibart mir dieß zu erkennen gab, bereute, sich mit diesem Werke bemengt zu haben, und zeigte mir die Gewißheit des Schiksals, welches dem Buche und dem Verfasser drohte. Ein Umstand aber unterstüzte doch immer noch meinen Muth: ich sahe Madame de Luxenbourg so ruhig, so zufrieden, so lustig sogar, daß sie wohl ihrer Sache ganz gewiß seyn mußte, wenn sie nicht die mindeste Unruhe um mich haben, nicht ein einziges Wörtchen von Mitleiden oder Entschuldigung gegen mich sich entfallen lassen, den Gang der Sache mit so vielem kalten Blute sollte ansehen können, als hätte sie sich nie damit befaßt, noch jemals den mindesten Antheil an mir genommen. Was mir aber wirklich auffiel, war, daß sie ganz und gar nichts sagte. Mir däuchte immer, daß sie mit mir ein Wörtchen hierüber hätte sprechen sollen. Madame de B.......s schien weniger ruhig zu seyn. Sie gieng und kam mit einem Ausdruke von Bewegung und gab sich, (und mit ihr, wie sie sagte, auch der Prinz von von Conti,) viele Mühe, den Streich abzuwenden, der auf mich geführt wurde, und den sie

immer

immer auf Rechnung der gegenwärtigen Lage der Dinge schrieb, unter welcher es dem Parlament wichtig seyn mußte, von den Jesuiten nicht einer Gleichgültigkeit gegen die Religion beschuldigt zu werden. Indessen schien sie wenig Erfolg von ihren, so wie von des Prinzen Bemühungen zu hoffen. Ihre Unterredungen mit mir waren immer mehr beunruhigend als beruhigend und zielten alle darauf ab, mich zum fliehen zu bewegen. Als einen Zufluchtsort schlug sie mir Engelland vor, wo sie mir den Beystand mehrerer von ihren Freunden, unter andern des berühmten Hume, mit welchem sie schon seit langer Zeit verbunden war, anbot. Als sie sahe, daß ich darauf beharrte, ruhig bleiben zu wollen, versuchte sie eine andere und auch wirklich wirksamere Art mich zu erschüttern. Sie gab mir zu verstehen, daß wenn ich mich einziehen und befragen liesse, ich mich in die Nothwendigkeit sezen würde, Madame de Luxenbourg zu nennen, da gleichwohl die Freundschaft dieser Dame gegen mich von mir erheischte, mich dem Falle, sie in meine Angelegenheit mit einmengen zu müssen, nicht auszusezen. Ich antwortete, daß sie auf diesen Fall immerhin ruhig seyn dürfte, und daß ich sie nie drein mengen würde. Sie erwiederte hierauf: ein solcher Entschluß wäre leichter zu fassen, als auszuführen; sie hatte hier-

innen

innen Recht besonders bey mir, weil mein steter Vorsaz war, niemals vor Richtern meyneidig zu werden oder zu lügen, welche Gefahr auch immer mit Entdekung der Wahrheit verbunden seyn möchte.

Als sie sahe, daß diese Betrachtung einigen Eindruk auf mich gemacht hatte, ohne daß ich gleichwohl mich zur Flucht entschlösse, so sprach sie von einer Einkerkerung von etlichen Wochen in die Bastille, als von einem Mittel mich der Gerichtsbarkeit des Parlaments zu entziehen, indem dieses mit Staatsgefangenen sich nicht befasst. Gegen diese sonderbare Gnade hatte ich keinen Einwurf, sondern machte nur die Bedingung, daß sie nicht in meinem Nahmen gesucht werden möchte. Da sie in der Folge hievon nicht wieder mit mir sprach, so schloß ich, daß sie mir diesen Vorschlag nur gemacht hätte, um mich auszuforschen, und daß man keinen Gebrauch von einem Mittel zu machen gesonnen wäre, welches alle Weitläuftigkeiten mit einemmahle abschnitte.

Wenige Tage hernach erhielt der Marschall einen Brief vom Pfarrer von Deuil mit der Nachricht, welche er von guter Hand zu haben vorgab, daß das Parlament gegen mich mit der äussersten Strenge verfahren würde, und daß an

einem gewissen Tage, welchen er bezeichnete, meine Festnehmung würde beschlossen werden. Ich glaubte, diese Nachricht käme aus der Fabrik der H.........schen; ich wußte, daß das Parlament strenge auf Beobachtung der gesezlichen Form hielt, und daß es alle gesezliche Form muthwillig durchbrechen hiesse, wenn der Proceß gegen mich mit einem Verhaftsbefehl begonnen würde, ehe man nur einmal juridisch wüßte, ob ich das Buch anerkennte, und wirklich der Verfasser desselben wäre. „Nur bey solchen Ver„brechen, welche die öffentliche Sicherheit ge„fährden" sagte ich zu Madame de B.......s, „können die Angeklagte auf eine simple Anzeige „hin in Verhaft genommen werden, weil sonst „zu fürchten ist, daß sie durch die Flucht sich „der Strafe entziehen könnten. Aber wenn „man ein Verbrechen, dergleichen das meinige „ist, und was eigentlich Ehrenbezeugungen und „Belohnung verdient, bestrafen will, so verfährt „man gegen das Buch, und vermeidet, so viel „möglich, sich an den Verfasser zu halten."

Sie bewieß mir vermittelst einer feinen Unterscheidung, welche ich vergessen habe, daß man aus besonderer Gunst das gerichtliche Verfahren mit einem Verhaftsbefehl gegen mich begönne, statt mich zum Verhöre zu laden. Den andern

Tag

Tag darauf erhielt ich einen Brief von Guy, in welchem er mich benachrichtigte, daß er am nähmlichen Tage auf dem Schreibtische des Procureur-General dem Entwurf eines Gesuchs gegen den Emil und den Verfasser desselben gesehen hätte. Wohlzumerken, Guy handelte mit Duchesne, der mein Buch gedrukt hatte, in Gesellschaft; aber er war seinetwegen unbesorgt, und gab blos aus Mitleiden dem Verfasser diese Nachricht. — Man urtheile, wie glaublich mir alles dies seyn mußte.

Es war so einfach, so natürlich, daß ein Buchhändler, wenn er zur Audienz des Procureur-General gelassen wird, die Handschriften und Entwürfe, welche auf dem Schreibtische dieser obrigkeitlichen Person zerstreut liegen, nach Bequemlichkeit mußte lesen können! Madame de B......s und andere bestättigten mir das nähmliche. — Bey so vielen Ungereimtheiten, mit welchen meine Ohren unaufhörlich von allen Seiten bestürmt wurden, gerieth ich in Versuchung, zu glauben, jedermann seye närrisch geworden.

Ich merkte wohl, daß unter all' diesem ein Geheimnuß steken müßte, welches man mir nicht sagen mochte, aber ich erwartete ruhig den Ausgang, und verließ mich auf mein redliches Ver-

fahren und meine Unschuld in der ganzen Angelegenheit, und schäzte mich glüklich, welche Verfolgung auch immer meiner warten möchte, zur Ehre eines Märtyrers der Wahrheit beruffen zu seyn. Ich fürchtete nichts und mochte mich nicht verbergen: daher gieng ich täglich aufs Schloß, und jeden Nachmittag machte ich meinen gewöhnlichen Spaziergang. Am achten Junius, den Tag vor Ausfertigung des Dekrets, machte ich denselben mit zween Professoren beym Collegio der Oratorier, dem P. Alamanni und dem P. Mandard. Wir nahmen ein kleines Abendbrod mit uns nach Champeaux, wo wir es mit grossem Appetite verzehrten. Wir hatten die Gläser vergessen: diesen Mangel suchten wir durch Halme von Rokenstroh zu ersezen, vermittelst welcher wir den Wein aus der Bouteille in uns zogen. Dabey suchte immer einer vor dem andern ein weiteres Röhrchen zu bekommen, um desto mehr Wein auf einmal in sich pumpen zu können. In meinem Leben bin ich nicht so fröhlich gewesen.

Ich habe erzählt, wie ich in meiner Jugend den Schlaf verlohr. Seit jener Zeit hatte ich mir angewöhnt, alle Nacht in meinem Bette solange zu lesen, bis ich meine Augen schwer werden fühlte. Alsdann löschte ich mein Licht

und suchte auf einige Augenblike, die freylich nie lange dauerten, einzuschlummern. Meine gewöhnliche Abendlekture war die Bibel, welche ich auf diese Weise wohl fünf oder sechsmahl nacheinander weggelesen habe. Weil ich diesen Abend mich mehr als gewöhnlich wach fühlte, so verlängerte ich auch mein Lesen, und las das Buch, welches mit der Geschichte des Leviten von Ephraim endigt, wenn ich nicht irre, das Buch der Richter, ganz. Eben diese Geschichte grief mich sehr an, und ich war eben in einer Art von Traum damit beschäftigt, als ich auf Einmal durch Geräusch und Licht aufgewekt wurde. Es war Therese, die Herrn la Roche leuchtete, welcher so wie er sahe, daß ich mich im Bette aufrichtete, mir sagte: „Erschreken Sie nicht! ich „komme im Nahmen der Frau Marschallin, „welche Ihnen schreibt und einen Brief von dem „Herrn Prinzen von Conti schikt.“ Wirklich fand ich auch in dem Briefe der Madame de Luxenbourg einen andern eingeschlossen, welchen ein Expresser von diesem Prinzen ihr so eben gebracht hatte, und worinnen er Nachricht gab, daß aller seiner Bemühungen unerachtet, man entschlossen wäre, gegen mich mit aller Strenge zu verfahren. „Die Gährung, schrieb er, ist ausserordentlich, nichts ist vermögend, den Streich „abzuwenden, der Hof fordert es, das Parlat

„ment will's; morgen früh um sieben Uhr wird „der Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt wer„den, und auf der Stelle wird man Leute ab„schiken, um ihn fest zu nehmen: ich habe aus„gewürkt, daß man ihm nicht nachseze, wenn „er sich entfernt; beharrt er aber darauf, sich fest„nehmen zu lassen, so wird er fest genommen „werden." — La Roche beschwor mich im Nahmen der Frau Marschallin aufzustehen, und mich mit ihr zu besprechen. Es war zwey Uhr, sie hatte sich kaum zu Bette gelegt. „Sie er„wartet Sie," sezte er hinzu, „und kann nicht „einschlafen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich „kleidete mich eiligst an und gieng hin."

Sie schien mir in Bewegung zu seyn. Es war das erstemal. Ihr Zustand rührte mich. In diesem Augenblike der Ueberraschung, mitten in der Nacht, war ich selbst nicht frey von Bewegung: aber als ich sie sahe, vergaß ich mich selbst, um nur an sie und die traurige Rolle zu denken, welche sie spielen würde, wenn ich mich haschen liesse. Ich fühlte zwar, daß ich Muth genug hätte, um die Wahrheit immer, selbst dann zu sagen, wann sie mir schaden und mich ins Verderben stürzen würde; aber ich fühlte auch, daß ich weder hinlängliche Gegenwart des Geistes, noch hinlängliche Geschiklichkeit, vielleicht nicht

Festigkeit genug hätte, um Madame de Luxenbourg aus dem Spiele zu lassen, wenn man lebhaft in mich dränge. Dies bestimmte mich meinen Ruhm ihrer Ruhe aufzuopfern, und, im gegenwärtigen Falle, für sie zu thun, was ich niemals für mich selbst gethan haben würde. In dem nähmlichen Augenblike, da ich meine Entschliessung faßte, erklärte ich ihr dieselbige, weil ich den Werth meines Opfers nicht dadurch verringern wollte, daß ich es mir abkaufen liesse. Ich weiß gewiß, daß sie den wahren Beweggrund meiner Handlungsart errieth, aber sie sagte mir kein Wort, woraus ich hätte schliessen können, daß sie meine Gefälligkeit fühlte. Diese Gleichgültigkeit fiel mir so sehr auf, daß ich auf dem Punkte war, mein Wort wieder zurükzuziehen: aber der Marschall kam nach einigen Augenbliken darzu, und nach einigen Augenbliken kam auch Madame de B......s von Paris an. Diese Beyde thaten, was eigentlich Madame de Luxenbourg hätte thun sollen. Ich lies mir schmeicheln: ich schämte mich mir selbst zu widersprechen, und nun war nur noch die Frage wohin? und wann? ich abreisen sollte. Herr von Luxenbourg schlug mir vor, bey ihm einige Tage incognito zu bleiben, um über die zu ergreifenden Maasregeln mit mehrerer Musse nachdenken zu können; ich willigte hierein nicht,

 und

und eben so wenig in den Vorschlag, heimlich au Temple zu gehen. Ich bestand darauf, lieber noch am nähmlichen Tage abzureisen, als irgendwo, seye es wo es wolle, mich im Verborgenen aufzuhalten.

Weil ich wohl fühlte, daß ich heimliche und mächtige Feinde im Reiche hätte, so glaubte ich, daß ich, meiner Vorliebe für Frankreich ungeachtet, dasselbe verlassen müßte, um meine Ruhe zu sichern. Mein erster Gedanke fiel auf Genf; aber ein Augenblik Nachdenkens war hinlänglich mich zu überzeugen, daß ich im Begriffe gewesen wäre, etwas sehr einfältiges zu begehen. Ich wußte, daß das französische Ministerium, in Genf noch mächtiger als in Paris, mich weder in der einen noch der andern dieser Städte mit Frieden lassen würde, wenn es einmal beschlossen hätte, mich zu peinigen. Ich wußte, daß meine Abhandlung über die Ungleichheit im Rathe von Genf mir einen Haß zugezogen hatte, der mir um so schädlicher seyn konnte, je weniger man ihn zu äussern wagte. Ich wußte, daß nur ganz neulich derselbe auf Anzeige des D.....r T......n die neue Heloise bey Erscheinung derselben eiligst verboten hatte, und daß, so wie er sahe, daß er nirgends, selbst in Paris nicht, nachgeahmt wurde, er sich seines voreiligen Betragens schämte und das Verbot aufhob.

Ich zweifelte keineswegs, daß er die gegenwärtige, offenbar günstigere, Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen würde. Ich wußte, daß, troz des guten Scheins, in den Herzen aller Genfer eine geheime Eifersucht herrschte, welche nur einen Anlaß brauchte um auszubrechen. Nichts destoweniger rief Liebe zum Vaterlande mich dahin, und wenn ich nur hätte hoffen können, in Ruhe daselbst zu leben, so würde ich keinen Augenblik in der Wahl angestanden haben; da aber weder Ehre noch Vernunft mir erlaubten, mich als Flüchtling dahin zu begeben, so beschloß ich, nur in die Nähe von meiner Vaterstadt zu gehen, und in der Schweiz zu erwarten, was man in Genf über mich beschliessen würde. Man wird bald sehen, daß ich nicht lange in Ungewißheit blieb.

Madame de B......s mißbilligte sehr meinen Entschluß, und machte neue Versuche um mich zur Reise nach Engelland zu bewegen, aber sie erschütterte mich nicht; nie habe ich Engelland und die Engelländer geliebt, und die Beredsamkeit der Madame de B.......s überwand sogar nicht mein Widerstreben, daß sie es vielmehr, ich weiß nicht warum? vermehrte. Ich war entschlossen noch am nähmlichen Tage abzureisen, und galt für jedermann vom Morgen an

als abwesend; la Roche, welchem ich die Abholung meiner Papiere auftrug, wollte sogar Theresen selbst nicht sagen, ob ich noch hier oder ob ich weg wäre. Seit ich mir vorgesezt hatte, einst meine Geschichte zu schreiben, hatte ich viele Briefe und andere Papiere gesammelt, weßhalb dann der Weg mehrmals gemacht werden mußte. Ein Theil dieser Papiere war schon ausgelesen, und wurde besonders gethan; mit dem Auslesen der übrigen beschäftigte ich mich den Rest des Morgens hindurch, weil ich nur diejenige mit mir nehmen, welche mir nüzlich seyn könnten, und die übrigen verbrennen wollte. Herr von Luxenbourg erbot sich, mir bey diesem Geschäfte zu helfen, welches sich so lange verzog, daß wir es an diesem Morgen nicht mehr vollenden konnten, und ich keine Zeit mehr zum verbrennen gewann. Der Herr Marschall erbot sich, das übrige Auslesen zu übernehmen, den Ausschuß selbst zu verbrennen, ohne sich gegen jemanden, wer es auch seyn möchte, über dieses Geschäft auszulassen, und mir alles, was er bey Seite gelegt haben würde, zu schiken. Ich nahm dies Anerbieten an und freute mich nicht wenig, dieser Sorge überhoben zu seyn und die wenige Stunden, welche mir noch übrig blieben, mit so lieben Personen, die ich auf immer zu verlassen im Begriffe war, zubringen zu können. Er nahm

den Schlüssel des Zimmers, wo ich diese Papiere gelassen hatte, zu sich, und auf mein inständiges Bitten schikte er nach meiner armen Tante, welche vor Ungewißheit, was wohl aus mir geworden wäre, und was aus ihr wohl werden würde, beynahe des Todes war. Jeden Augenblik erwartete sie die Ankunft der Häscher, ohne zu wissen, wie sie sich gegen sie betragen und was sie ihnen antworten sollte. La Roche führte sie aufs Schloß, ohne ihr etwas zu sagen; sie glaubte mich schon weit entfernt: als sie mich erblikte, schrie sie laut auf, und stürzte sich in meine Arme. O Freundschaft! Einklang der Herzen, Gewohnheit, Innigkeit!

In diesem süssen und martervollen Augenblike giengen vor meinen Augen alle die glükliche Tage vorüber, welche wir unter Frieden und Zärtlichkeit mit einander verlebt hatten. Ich sollte so das Herzzerreissende einer ersten Trennung, nachdem wir uns seit beynahe siebzehen Jahren keinen einzigen Tag eigentlich ganz aus dem Gesichte verlohren hatten, tiefer empfinden.

Der Marschall war Zeuge dieser Umarmung und konnte der Thränen sich nicht enthalten. Er ließ uns allein. Therese wollte sich nicht mehr von mir trennen. Ich gab ihr die mancherley Un-

bequemlichkeiten zu bedenken, welchen sie sich aus- sezte, wenn sie jezt mir folgte, und im Gegen- theile stellte ich ihr die Nothwendigkeit vor, hier zu bleiben, um meine Effekten anzugeben und mein Geld einzutreiben. Wenn man nähmlich gegen einen Menschen einen Verhaft verfügt, so ists gewöhnlich, sich seiner Papiere zu bemächti- gen, seine Sachen zu versiegeln, oder sie aufzu- schreiben und einen Aufseher darüber zu bestellen. Bey den jezigen Umständen war es daher noth- wendig, daß Therese zugegen blieb, um auf alle Vorgänge Acht zu haben, und in allen Din- gen das zu thun, was zu thun wäre. Ich ver- sprach ihr, sie bald nachkommen zu lassen: der Marschall bestättigte mein Versprechen; aber sa- gen mochte ich ihr nicht, wohin ich gieng, da- mit, wenn sie von denen Leuten, welche mich in Verhaft nehmen sollten, befragt würde, sie mit gutem Gewissen ihre Unwissenheit über diesen Punkt betheuren könnte. Als ich sie, im Augenblike des Scheidens noch einmal umarmte, fühlte ich eine ganz ausserordentliche Bewegung in mir, und in einer, leider! nur zu prophetischen Be- geisterung sagte ich zu ihr: „Liebe! Du mußt „mit Muth Dich wafnen! Du hast das Glük „meiner schönen Tage mit mit getheilt; nun ist „Dir noch übrig, weil Du es so willt, auch mein „Elend mit mir zu theilen. Erwarte nun nichts

„als

„als Schimpf und Ungemach! Das Schiksal,
„was mit diesem traurigen Tage für mich be„ginnt, wird mich bis auf meine lezte Stunde
„verfolgen.“

Ich mußte nun auf meine Abreise denken. Die Häscher hatten schon um zehen Uhr kommen sollen. Als ich wegreißte, war es vier Uhr Nachmittags und sie waren noch nicht angelangt. Es war beschlossen worden, daß ich mit der Post abgehen sollte. Ich hatte keinen Reisewagen. Herr de Luxenbourg machte mir ein Geschenk mit einem Cabriolet, und lehnte mir Pferde und einen Postillion bis auf die nächste Post, wo ich, vermöge der Maasregeln, welche er genommen hatte, ohne Schwierigkeit neue Pferde bekam.

Da ich nicht an der Tafel zu Mittage gespeißt, auch mich in dem Schlosse überhaupt nicht gezeigt hatte, so kamen die Damen zu mir in's Halbgeschoß, wo ich den Tag zugebracht hatte, um von mir Abschied zu nehmen. Die Frau Marschallin umarmte mich mehreremale mit einem ziemlich traurigen Gesichte; aber ich empfand bey diesen Umarmungen nicht jenes Engewerden meiner Brust, welches ich wohl bey jenen empfand, die sie vor zwey oder drey Jahren an mich verschwendete. Auch Madame de B........s umarmte mich und sagte mir viel schönes. Eine Umarmung, welche mich

noch

noch mehr überraschte, war die von Madame de M......r, welche auch zugegen war. Die Frau Marschallin de M......r ist eine sehr kalte, cerimonieuse und zurükhaltende Dame und scheint mir nicht ganz von dem hohen Geiste frey zu seyn, welcher dem Hause Lothringen natürlich ist. Aber — es seye nun, daß mir diese Ehre, deren ich mich nicht versehen hatte, zu sehr schmeichelte, und daß meine Einbildungskraft dieser Gunstbezeugung eine höhere Bedeutung beylegte, oder sey's, daß sie wirklich in ihre Umarmung einen Antheil jenes Mitleidens legte, welches grossen Seelen natürlich ist — ich fand in ihrer Bewegung und in ihrem Blike etwas ausdrukvolles, was mich durchdrang. Oft wenn ich in der Folge dieses Vorfalls mich wieder erinnerte, konnte ich mich des Gedankes nicht erwehren, daß sie gewußt haben müsse, welches Loos meiner wartete, und daß ein vorübergehendes Weichwerden, sie überrascht habe.

Der Herr Marschall öfnete den Mund nicht; er war blaß, wie der Tod. Er bestand darauf, mich bis an meinen Wagen, der mich beym Weyher erwartete, begleiten zu wollen. Wir giengen durch den ganzen Garten, ohne ein einziges Wort zu sagen. Ich hatte einen Schlüssel zum Park, mit welchem ich die Thüre öfnete, worauf ich

statt

statt ihn wieder zu mir zu steken, ihn ohne ein Wort zu sagen, dem Marschalle hinreichte. Er nahm ihn mit einer Lebhaftigkeit, welche mich überraschte, und an welche ich, zu denken, mich nachher oft nicht entbrechen konnte. In meinem Leben war dieser Augenblik der Trennung der Bitterste für mich. Die Umarmung war lang und stumm: wir fühlten beyde, daß sie das lezte Lebewohl! war.

Zwischen la Barre und Montmorenci begegnete ich einen Miethwagen, in welchem vier schwarzgekleidete Männer sassen, welche mich lächelnd grüßten. Nach dem, was Therese mir in der Folge von der Gestalt der Häscher, von der Stunde ihrer Ankunft, und von der Art ihres Betragens schrieb, zu urtheilen, zweifelte ich nicht, daß diese es gewesen wären; besonders als ich hörte, daß ich nicht, wie man mir Anfangs meldete, um sieben Uhr des Morgens, sondern erst des Nachmittags sollte festgenommen werden. Ich mußte durch ganz Paris fahren. In einem ofnen Cabriolet ist man eben nicht sehr verborgenz. Auf der Strasse erblikte ich mehrere Personen, welche mit einem bekannten Wesen mich grüßten, von welchen ich aber niemand kannte. Am nähmlichen Abende lenkte ich von der Strasse ab, um über Villeroy zu fahren. In Lyon

müssen

müssen die Extraposten vor den Commandanten geführt werden. Das mußte nothwendig einen Mann in Verlegenheit sezen, der weder lügen, noch sich einen fremden Nahmen geben mochte. Mit einem Briefe von Madame de Luxenbourg gieng ich zu Herrn de Villeroy, damit er eine Ausnahme von diesem Frohndienste zu meinen Gunsten auswürken möchte. Herr de Villeroy gab mir einen Brief, von welchem ich keinen Gebrauch machte, weil ich nicht über Lyon reißte. Dieser Brief liegt noch versiegelt unter meinen Papieren. Der Herr Herzog drang in mich, daß ich in Villeroy zu Nacht bleiben sollte; aber ich wollte lieber auf der Hauptstrasse bleiben und machte am nähmlichen Tage noch zwey Posten.

Meine Chaise war schwerfällig und ich empfand vom Fahren Unbequemlichkeiten, welche mich hinderten grosse Tagreisen zu machen. Ueberdieß fehlte mir, um gut bedient zu werden, ein eisenfresserisches Aussehen, und gleichwohl ist bekannt, daß man in Frankreich den Postillion peitschen muß, wenn die Pferde lauffen sollen. Ich glaubte die Würkung einer gebieterischen Miene und der Vorstellungen dadurch zu ersezen, daß ich die Postillion's tüchtig bezahlte, allein ich machte aus Uebel nur ärger. Sie hielten mich für einen ein

Stük

Stük von einem Halunken, der in fremden Angelegenheiten reißte, und in seinem Leben zum erstenmale auf der Post führe. Von nun an erhielt ich lauter abgetriebene Schindmähren, und wurde das Spiel der Postillione. Zulezt machte ichs wieder, wie von Anfange: ich hatte Hiobs-Geduld, schwieg, und ließ mich fahren, wie sie wollten.

Ich hatte hinlänglichen Stoff, um mir während der Reise die Langeweile zu vertreiben, indem ich mich den Gedanken überlies, welche sich mir über die Vorfällr, die mir so eben begegnet waren, aufdrangen; aber weder mein Kopf noch mein Herz fanden Gefallen an dieser Beschäftigung. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Leichtigkeit ich jedes vergangene Unglük, wie kurz es auch vergangen seyn mag, vergesse. So sehr das Voraussehen desselben mich erschrekt und mich angreift, so lange ich es noch in der Zukunft vor mir sehe, so schwach ist bey mir die Erinnerung an dasselbe, und erlöscht ohne Mühe, so wie ich es einmal überstanden habe. Meine grausame Einbildungskraft quält mich ohne Unterlaß, das Ungemach, was noch nicht ist, im voraus zu schmeken, lenkt mein Gedächtnuß von der Erinnerung des Vergangenen ab, und hindert mich an das zu denken, was nicht mehr ist. Gegen

gen das, was schon geschehen ist, finden keine Vorbauungsmittel weiter statt, und sich damit zu beschäftigen ist vergebene Mühe. Ich erschöpfe gewissermassen das Maas meines Unglüks im voraus; und in dem Verhältnusse, als ich mehr beym Voraussehen desselben leide, vergesse ich es leichter; da ich hingegen mich unablässig mit meinem genossenen Glüke beschäftige, es mir wieder ins Gedächtnuß zurük rufe, und, so zu sagen, wiederkäue, und zwar so lebhaft, daß ich es, so oft ich will, wieder auf's neue geniesse. Dieser glüklichen Anlage habe ich's, ich fühle es, zu verdanken, daß ich jene feindliche Laune, welche rachsüchtige Herzen in beständiger Gährung erhält, und welche durch ununterbrochenes Andenken an erhaltene Beleidigungen, und welche mit all' den Quaalen quält, mit welchen man seinen Feind gerne quälen möchte, — daß ich diese nicht kenne. Ich bin von Natur schnell auffahrend, und werde im ersten Augenblike leicht zornig, bis zur Wuth zornig, aber nie wurzelte Rachgier in meinem Innern. Ich beschäftige mich zu wenig mit der Beleidigung, als daß ich mich mit dem Beleidiger beschäftigen könnte. Ich denke an das Uebel, was man mir schon zugefügt hat, nur bey Anlasse dessen, was man mir noch ferner zufügen kann, und wenn ich gewiß wüßte, daß man mich in Ruhe liesse, so

würde

würde das schon erlittene im Augenblike vergessen seyn. Man predigt uns viel von Vergebung der Beleidigungen. Es ist dieß ohne allen Zweifel eine schöne Tugend, aber für mich von keinem Gebrauche. Ich weiß nicht, ob mein Herz seinen Haß würde beherrschen können, denn ich habe nie diese Leidenschaft gefühlt, und wirklich, ich denke zu wenig an meine Feinde, als daß ich das Verdienst, ihnen zu vergeben, haben könnte. Ich will nicht bestimmen, wie sehr sie wohl sich selbst plagen mögen, um mich zu plagen. Ich bin in ihrer Hand, sie haben freye Gewalt über mich, und sie benüzen sie. Eins nur steht nicht in ihrer Macht, und ich biete ihnen Troz, es zu thun, nähmlich: mich, indem sie sich über mich quälen, zu zwingen, daß ich mich über sie quäle.

Vom zweyten Tage, nach meiner Abreise, an, vergaß ich alles so eben geschehene und das Parlament und Madame de P....... r und Herrn de C...... l und G.... und d'Alembert und ihre Complote und ihre Mitverschworne, daß ich während meiner ganzen Reise nicht wieder daran gedacht haben würde, hätten nicht die auf derselben nöthige Vorsichtsregeln mich daran erinnert. Eine Erinnerung füllte statt alles dessen meine Seele und dieß war meine lezte Lek-

türe, am Abende vor meiner Abreise. Ich rief mir zugleich die Geßnerische Idyllen in's Gedächtnuß zurük, welche sein Uebersezer Hübner mir vor einiger Zeit zugesandt hatte. Diese zwo Ideen kamen mir so lebhaft wieder und vermengten sich in meinem Kopfe so innig, daß ich mir vornahm, den Leviten von Ephraim nach Geßners Manier zu behandeln. Der ländliche und naive Idyllenstyl schien zwar für einen so gräßlichen Gegenstand nicht sonderlich zu passen, und ohnehin war nicht zu vermuthen, daß meine gegenwärtige Lage mir zu Belebung meines Gemähldes lachende Bilder leihen könnte. Indessen versuchte ich's, einzig um in meinem Wagen mir eine Unterhaltung zu verschaffen, und ohne Hofnung eines Erfolgs. Kaum hatte ich den ersten Versuch gemacht, als ich über die Anmuth meiner Ideen und über die Leichtigkeit, mit welcher ich dieselben in Worte einkleiden konnte, erstaunte. In dreyen Tagen machte ich die drey erste Gesänge dieses kleinen Gedichts, welches ich der Folge in Möitiers vollendete, und ich bin gewiß, daß ich in meinem Leben nichts gemacht habe, wo eine rührendere Sanftheit der Sitten, mehr Frischheit der Farbengebung, mehr Naivität der Mahlerey, genauere Beobachtung des Costüms und in allen Dingen mehr attische Einfalt herrschte. Und alles dieß der Gräßlichkeit

des

des Gegenstandes, der im Grunde abscheulich ist, unerachtet: so daß ich, neben dem übrigen noch das Verdienst überwundener Schwierigkeit habe. Der Levit von Ephraim, obgleich nicht die beste meiner Arbeiten, wird doch immer die beliebteste bleiben. Nie habe ich es wieder gelesen, und nie werde ich es wiederlesen, ohne in meinem Innern den Beyfall eines Herzens ohne Galle zu empfinden, eines Herzens, welches im Unglüke keine Bitterkeit annimmt, sich mit sich selbst tröstet und in sich selbst Entschädigung findet. Man lasse alle grosse Philosophen, die in ihren Büchern über unversuchte Widerwärtigkeiten so weit erhaben sind, zu Hause kommen, man verseze sie in eine Lage, dergleichen die meinige war, und während des ersten Aufbrausens einer beleidigten Ehre gebe man ihnen ein solches Werk zu machen: man wird sehen, wie sie damit zu Staude kommen werden.

Bey meiner Abreise von Montmorenci nach der Schweiz hatte ich beschlossen in Yverdon bey meinem guten alten Freunde Roguin, anzuhalten; er hatte seit einigen Jahren sich zur Ruhe begeben, und mich auf einen Besuch zu sich eingeladen. Unterwegs erfuhr ich daß der gerade Weg nicht über Lyon führte; deßwegen kam ich dort nicht durch. Hingegen mußte ich durch Be-

ſançon, einen Kriegsplaz, und deßwegen der nähmlichen Unbequemlichkeit, wie Lyon unterworfen. Ich entschloß mich deßwegen, links wegzufahren, und über Salins zu gehen, wobey ich den Vorwand nahm, Herrn de M...n, einen Neffen des Herrn D...n zu besuchen. Er war dort bey dem Salzwerke angestellt, und hatte ehmals mich häufig eingeladen ihn zu besuchen. Das Auskunftsmittel glükte; ich traf Herrn de M...n nicht, und war froh nicht anhalten zu müssen, und endigte meine Reise ohne daß jemand ein Wort zu mir gesagt hätte.

Als ich das Gebiet von Bern betrat, ließ ich halten; ich stieg aus, warf mich nieder, umarmte, küßte den Boden, und in meiner Begeisterung rief ich aus: „Himmel! Beschüzer der Tu„gend, ich lobe Dich, ich betrete ein Land der „Freyheit!“ — Ach! von jeher war ich blind und dreist in meinen Hofnungen, von jeher leidenschaftlich für das eingenommen, was mein Unglük machen sollte. — Mein Postillion glaubte, ich wäre ein Narr; ich stieg wieder in meine Chaise, und wenige Stunden nachher genoß ich der eben so reinen als lebhaften Freude mich in die Arme des braven Roguin gedrukt zu fühlen. — Athmen wir ein wenig bey meinem würdigen Gastfreunde! Ich muß hier Muth und

Kräfte

Kräfte sammeln, bald werde ich derselben bedürfen. Nicht ohne Ursache habe ich aus meiner Erzählung keinen derjenigen Umstände ausgelassen, deren ich mich erinnern konnte. Obgleich dieselbe nicht sonderlich erläuternd scheinen könnten, so können sie doch, wenn man einmal den Faden hat, Licht auf den Gang meiner Geschichte werfen, und zum Beyspiele, ohne gerade den ersten Gedanken von der Aufgabe, welche ich vorlegen will, zu erweken, doch die Auflösung desselben sehr begünstigen.

Nehmen wir einmal an, daß zur Ausführung des Complots, von welchem ich das Ziel war, meine Entfernung unumgänglich nothwendig gewesen seye, so mußte um diese zu bewirken alles ungefähr so gehen, wie es gieng. Aber wenn ich, ohne mich durch die nächtliche Botschaft der Madame de Luxenbourg erschreken, und durch ihren Lärm wankend machen zu lassen, fernerhin fest gestanden wäre, wie ich einmal angefangen hatte, und wenn ich statt auf dem Schlosse zu bleiben, wieder in mein Bett zurük gekehrt wäre, und ruhig bis an den lieben Morgen geschlafen hätte, würde alsdann auch zu meiner Festnehmung Befehl gegeben worden seyn? — Dieß ist die grosse Frage, von der die Auflösung einer Menge anderer abhängt, und bey deren Prü-

fung die gedrohte und die wirkliche Verhaftnehmungsstunde nicht ausser Acht zu lassen sind. Ein etwas grobes aber einleuchtendes Beyspiel von der Wichtigkeit der kleinsten Einzelnheiten bey Auseinandersezung der Thatsachen, deren verborgene Ursachen man sucht, wenn man diese durch Induktion entdeken will.

Ende des eilften Buchs.

Johann

Johann Jacob Rousseau's Bekenntnisse.

XII. Buch.

Von nun an beginnt das Werk der Finsternuß unter welchem ich seit acht Jahren begraben liege, ohne daß ich auf irgend eine Weise die gräßliche Dunkelheit hätte durchbrechen können. In dem Abgrunde des Unglüks, in welchen man mich versenkt hat, fühle ich die Streiche auf mich fallen, welche man nach mir führt, ich erblike das unmittelbare Werkzeug derselben, aber ich kann die Hand nicht sehen, welche es regiert, noch die Mittel entdeken, deren sie sich bedient. Schande und Unglük fallen auf mich, wie von ungefähr und ohne, daß auf mich gezielt scheint. Wenn mein zerrissenes Herz sich Seufzer entschlüpfen läßt, so sehe ich aus, wie ein Mann, der ohne Ursache sich beklagt, und die Urheber meines Sturzes haben die unbegreifliche Kunst gefunden, das Publikum selbst zu ihrem Mitschuldigen zu machen, ohne daß dieses es ahndet, und ohne, daß es die Folgen seiner Mitwirkung wahrnimmt. Wenn ich also nun meine Begebenheiten, die Behandlungen, welche ich habe erdulden müssen, und alles, was mir begegnet ist,

erzähle, so bin ich ausser Stande, in meiner Erzählung bis zu Hand aufsteigen, welche alles in Bewegung sezt, und mit den Thatsachen zugleich die Ursachen anzugeben. Zwar sind die oberste Ursachen sämtlich in den drey vorhergehenden Büchern angegeben; alle Vortheile, alle geheime Beweggründe, welche meine Feinde dabey haben konnten. Aber zu sagen, wie diese verschiedene Ursachen sich vereinigen, um die auffallende Begebenheiten meines Lebens hervorzubringen: das ist mir unmöglich, selbst der Wahrheit durch Vermuthungen mich zu nähern, vermag ich nicht. Sollte einer meiner Leser großmüthig genug seyn, dieses Geheimnuß ergründen und die Wahrheit entdeken zu wollen, so wünschte ich, daß sie mit vorzüglicher Aufmerksamkeit die drey vorhergehende Bücher wieder lesen, bey jeder Thatsache, auf welche sie in den folgenden stossen werden, die Erläuterungen, welche ihnen auffallen, benuzen, und so vom Intrigue zu Intrigue, von einem Hebel zum andern, bis zu dem ersten Trieberade des ganzen aufsteigen möchten. Ich weiß, wo ihre Untersuchungen sich endigen werden, aber ich verliehre mich in den dunklen unterirrdischen Schnekengängen, in welchen sie dahin gelangen werden.

Während meines Aufenthalts in Yverdon machte ich mit der ganzen Familie des Herrn

Roguin und unter andern mit seiner Nichte, Madame Boy von la Tour und und ihren Töchtern, deren Vater, wie ich schon irgendswo gesagt zu haben glaube, ich ehmals in Lyon gekannt hatte, Bekanntschaft. Sie war nach Yverdon gekommen, ihren Oheim und Schwestern zu besuchen; ihre älteste Tochter, von ungefähr fünfzehen Jahren, bezauberte mich ganz durch ihren Verstand und ihren herrlichen Charakter. Bald fesselte die zärtlichste Freundschaft mich an Mutter und Tochter. Die leztere war von Herrn Roguin seinem Neffen, dem Obristen, bestimmt, einem Manne von geseztem Alter, der mir viel Wohlwollen bezeugte. Aber ungeachtet der Oheim sehr für diese Heurath eingenommen war, und ungeachtet der Neffe nicht weniger Gefallen an dem Projekte als der Oheim fand, und ungeachtet mir daran lag, den einen wie den andern zufrieden zu wissen, so hielt ich mich doch, in Rüksicht auf die gar zu grosse Verschiedenheit des Alters, und des ausnehmenden Widerwillens der jungen Person für verbunden, gemeinschaftlich mit der Mutter dieser Heurath entgegen zu arbeiten, wie sie denn auch wirklich unterblieb. Der Obrist heurathete in der Folge Mademoiselle Dillan, seine Baase, ein Mädchen nach Charakter und Schönheit ganz nach meinem Herzen, die ihn zum glüklichsten Gatten

und Vater machte. Aber Herr Roguin konnte nie vergessen, daß ich bey dieser Gelegenheit seinem Verlangen entgegen gearbeitet hatte. Ich tröstete mich durch das Bewußtseyn, die Pflichten der gewissenhaftesten Freundschaft, welche nicht befiehlt sich angenehm zu machen, sondern das Beste zu rathen, sowohl gegen ihn als gegen sein Haus, beobachtet zu haben.

Ich war nicht lange im Zweifel über die Aufnahme, welche in Genf meiner wartete, wenn ich sonst Lust gehabt hätte, dahin zurükzukehren. Mein Buch wurde daselbst verbrannt, und der Befehl zu meiner gefänglichen Einziehung wurde am 18. Junius, das ist, acht Tage nachher erlassen, nachdem das nähmliche in Paris geschehen war. In diesem zweyten Dekrete waren so viele unglaubliche Ungereimheiten zusammen gehäuft, und die Kirchen-Ordnung so grob verlezt, daß ich die erste Nachricht, welche ich davon erhielt, gar nicht glauben wollte, und daß, als ich die Bestättigung erfuhr, ich im Ernste fürchtete, eine so offenbare schreyende Uebertrettung aller Geseze, bevorab der des gesunden Menschenverstandes, müßte in Genf bald das unterste zu oberst kehren: meine Furcht war, wie ich bald sahe, unnüz gewesen, alles blieb ruhig. Wenn ja der Pöbel murrte, so murrte er gegen mich, von allen Klatschmäulern und von allen

Schul-

Schulfüchsen wurde ich öffentlich behandelt, wie ein Schüler, dem man mit der Ruthe droht, weil er seinen Catechismus nicht gut gelernt hat.

Diese zwey Dekrete waren das Zeichen zum allgemeinen Verdammungs-Geschrey, welches in ganz Europa mit einer beyspiellosen Wuth sich gegen mich erhob. Alle Zeitungen, alle Zeitschriften, alle Flugblätter läuteten aus Leibeskräften die Sturmgloke gegen mich, vor allen zeichneten sich die Franzosen aus. Dieses sonst so sanfte, so verfeinerte, großmüthige Volk, welches sich auf den Besiz der genauesten Wohlstandskenntnuß, und der Rüksichten gegen Unglükliche soviel zu gut thut, dieses Volk vergaß mit einemmale seine Lieblingstugenden, und suchte alle übrige Nationen in Erfindung und Häufung neuer Beleidigungen zu übertreffen. Ich war ein Gottloser, Gottesläugner, Besessener, Rasender, ein wildes Thier, ein Wolf. Der Fortsezer des Journal de Trevoux machte auf meine vorgebliche Narrheit einen Ausfall, welcher die seinige hinlänglich zeigte. Mit Einem Worte, es kam so weit, daß man befürchten mußte, mit der Policey in Verdrüßlichkeiten zukommen, wenn man bey Herausgebung irgend eines Buchs, selbst des fremdesten Inhalts, unterließ, es mit einer Ungezogenheit gegen mich zu spiken. Vergebens suchte ich nach der Ursache dieser allgemeinen Erbitterung;

ich fieng an zu glauben, daß jedermann närrisch geworden wäre. — Wie? der Epitomator des ewigen Friedens soll die Absicht haben das Feuer des Aufruhrs aufzublasen; der Herausgeber des Vikars von Savoyen soll ein Religionsverrächter, der Verfasser der neuen Heloise soll ein wilder Menschenfeind, der des Emils ein Rasender seyn! Mein Gott! was würde man aus mir gemacht haben, wenn ich das Buch: de l'Esprit oder ein ähnliches Werk geschrieben hätte? Und gleichwohl vereinigte das Publikum bey dem Ungewitter, was gegen den Verfasser jenes Buchs ausbrach, seine Stimme sogar nicht mit den Verfolgern desselben, daß es ihn vielmehr an diesen durch Lobsprüche rächte, welche es ihm ertheilte. Man vergleiche sein Buch mit dem meinigen, die verschiedene Aufnahme, welche beyde erhalten haben, die Behandlung welche beyde Verfasser in verschiedenen Staaten Europens erfahren haben; und nun finde man einmal, wenn man kann, für all' diese auffallende Verschiedenheiten befriedigende Gründe! Mehr verlange und mehr sage ich nicht!

Ich befand mich in meinem Aufenthalte in Yverdon sowohl, daß ich mich entschloß, dem dringenden Bitten Herrn Roguins und seiner Familie nachzugeben und zu bleiben. Herr de

Moiry

Moiry von Gingins, Oberamtmann dieser Stadt, machte auch durch seine Gütigkeit mir Muth, in seinem Amtsbezirke zu bleiben. Der Obrist drang in mich, einen kleinen Pavillon, welchen er zwischen seinem Haus und Garten besaß, zu bewohnen: ich willigte ein, und er eilte ihn zu meubliren und mit allem zu versehen, was ich in meine kleine Haushaltung nöthig hatte.

Der Venner Roguin war einer der eifrigsten um mich her, und verließ mich den ganzen Tag über nicht. Zwar war ich immerhin von so vielen Liebkosungen gerührt, aber bisweilen waren sie mir dennoch überlästig. Der Tag meines Einzugs *) war schon bestimmt, und ich hatte Theresen bereits geschrieben, daß sie zu mir kommen sollte, als ich auf einmal erfuhr, daß in Bern ein Sturm gegen mich sich zu erheben im Begriffe wäre, dessen Aufregung man den Andächtlern schuld gab, und dessen erste Ursache ich nie mit Gewißheit habe erfahren können. Der Rath von Bern war, der Himmel weiß von wem? aufgereizt worden, und schien mich in meiner Einsamkeit der Ruhe nicht geniessen lassen zu wollen. Auf die erste Nachricht, wel-
che

*) Emmenagement schwäbisch: Tischrüken.

che Herr de Moiry von dieser Gährung erhielt, schrieb er zu meinen Gunsten an mehrere Mitglieder der Regierung; er verwieß ihnen ihre blinde Unduldsamkeit, und machte es ihnen zum Vorwurfe, einem Manne von Verdiensten, der im Gedränge wäre, einen Zufluchtsort versagt zu haben, welchen sie so vielen Banditen in ihrem Staate gestatteten. Gescheide Leute haben vermuthet, die Wärme, mit welcher er seine Vorwürfe vortrug, habe die Gemüther, statt sie zu besänftigen, nur noch mehr aufgebracht. Wie dem sey, so konnte weder sein Ansehen noch seine Beredsamkeit den gedrohten Streich abwenden. So bald er von dem Befehle, welchen er mir bekanntmachen sollte, Wind bekam, benachrichtigte er mich von demselben; ich mochte den Befehl selbst nicht abwarten und beschloß, den andern Tag abzureisen. Die Schwierigkeit war nur, zu wissen, wohin? Frankreich und Genf waren mir verschlossen, und ich sahe voraus, daß immer ein Nachbar den andern nachahmen würde.

Madame Boy de la Tour schlug mir vor, ein lediges aber mit allem Hausrathe versehenes Haus zu beziehen, was ihr Sohn im Dorfe Motiers in Val de Travers in der Grafschaft Neufchatel besaß. Nur einen Berg brauchte ich zu übersteigen um dort zu seyn. Dieß Aner-

bieten

bieten kam mir um so gelegener, weil ich auf diese Weise im Gebiete des Königs von Preussen zu wohnen kam, wo ich natürlich vor Verfolgungen gedekt seyn mußte, oder wenigstens die Religion nicht als Vorwand hiezu gebraucht werden konnte. Aber aus einem Grunde, welchen ich nicht entdeken mochte, stand ich noch an, diesen Zufluchtsort zu wählen. Tief in meinem Herzen war Gerechtigkeisliebe eingeprägt, und eben so tief die Anhänglichkeit an Frankreich; daher war ein Widerwille gegen den König von Preussen, dessen Grundsäze und Handlungsweise alle Achtung für natürliches Recht und Menschenpflichten zu zerstören schienen, in eben diesem Herzen wohl keine unerwartete Erscheinung. Unter den Kupferstichen, welche ich in Rahmen gefaßt, in meinem Gartenhause in Montmorenci hatte hängen gehabt, war auch das Bildnuß dieses Fürsten, unter welchem ein Vers stand, welcher sich mit diesen Worten endigte:

Il pense en philosophe et se conduit en roi.

In jeder andern Feder würde diese Zeile das schönste Lob gewesen seyn, aber in der meinigen bekam sie einen ganz und gar unzweydeutigen Sinn, der noch überdies durch den vorhergehenden Vers hinlänglich erläutert wurde. Wer gewöhnlich zu mir kam, hatte diesen Vers gesehen,

und

und die Zahl dieser Leute war nicht klein. Der Chevalier de Lorenzy hatte sogar es für d'Alembert abgeschrieben, und ich zweifelte keinen Augenblik, daß dieser Sorge getragen haben würde, diesen Fürsten mit meiner Lobschrift auf ihn bekannt zu machen. Ich hatte meinen Fehler noch durch eine Stelle des Emils, wo die unter dem Nahmen Adrasts, König der Daunier, gemeynte Person nicht zu verkennen war, vergrössert; auch war diese Bemerkung den allzeit fertigen Bemerkern nicht entschlüpft, indem Madame de B....... s mich öfters auf diesen Punkt zu sprechen brachte. So konnte ich dann gewiß versichert seyn, daß ich bey dem Könige von Preussen im schwarzen Register stünde: wenn ich nun voraussezte, daß er die Grundsäze würklich hätte, welche ich ihm zuschrieb, so mußten meine Schriften und ihr Verfasser nothwendig bey ihm in Ungnade seyn. Bekannt ist wenigstens, daß von jeher alle Schurken und alle Tyrannen mich, ohne mich zu kennen, und einzig auf das Lesen meiner Schriften hin, tödtlich gehaßt haben.

Und doch wagte ich's, mich ihm auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Ich glaubte hierunter keine Gefahr zu laufen. Ich wußte, daß nur schwache Seelen niedrigen Leidenschaften unterliegen, und daß starke Seelen, wofür ich die seinige

nige immer erkannt hatte, von ihnen nicht erschüttert werden. Ich hielt eine großmüthige Behandlung meiner Person mit dem ganzen Gebäude seiner Regierungskunst für übereinstimmend, und hatte zugleich so hohe Begriffe von der Erhabenheit seines Charakters, daß ich ihm zutraute, er würde es wirklich gegen mich seyn. Ich war von ihm überzeugt, daß er keinen Augenblik zwischen einer niedrigen und leichten Rache und zwischen der Liebe zum Ruhme wanken würde: ich dachte mich an seinen Plaz, und hielt nicht für unmöglich, daß er die Umstände benüzen würde, den Mann, der gewagt hatte, schlimm von ihm zu denken, mit dem Gewichte seiner Großmuth nieder zu drüken. Gedacht, gethan! ich ließ mich in Moitiers mit einer Zuversicht nieder, welche er, meynte ich, sollte zu schäzen wissen. „Wenn Jean Jacques," sprach ich bey mir selbst, „sich bis zum Coriolan hinanhebt, „sollte Friederich dem Volsker-Befehlshaber „nachstehen wollen?"

Der Obrist Roguin bestand darauf, mit mir über den Berg zu gehen und mich in Moitiers einzuführen. Eine Schwägerin der Madame Boy de la Tour, Nahmens Girardier, hatte bisher das Haus, welches ich bezog, sehr bequem gefunden, und sahe scheel zu meiner An-

kunft; doch ließ sie mit sehr viel Artigkeit mich Besiz von meiner Wohnung nehmen. Ich hatte die Kost bey ihr, so lange Therese noch abwesend, und meine kleine Haushaltung noch nicht eingerichtet war.

Ich hatte seit meiner Abreise von Montmorenci wohl gefühlt, daß ich von nun an unstät und flüchtig auf Erden seyn würde, und hatte eben deßwegen Anstand genommen, sie zu mir kommen zu lassen, weil ich nicht wollte, daß sie mein irrendes Leben mit mir theilen sollte. Ich fühlte, daß unsere gegenseitige Verhältnusse seit der unglüklichen Wendung meines Schiksals nicht mehr die nähmliche wären, und daß, was vorher von meiner Seite Gunst und Wohlthat gewesen war, es nun von ihrer Seite würde. Wenn ihre Neigung zu mir in der Feuerprobe meines Unglüks bestünde, so würde sie von Schmerz zerrissen werden, und in ihr würde ich noch unglüklicher werden, als ich zuvor nicht war. Würde sie hingegen gegen den Verfolgten erkalten, so würde sie gleichwohl ihre Beständigkeit als ein Opfer geltend machen wollen. Statt, daß sie sonst mein Vergnügen mitgefühlt hätte, wenn ich den lezten Bissen Brod mit ihr theilte, würde sie nun nichts, als ihr Verdienst, mich überall hin zu begleiten, wohin das Schiksal mich würfe, gefühlt haben.

Ich

Ich muß alles sagen. Ich habe die Fehler meiner armen Mamma so wenig, wie meine eigene verhehlt; auch Therese soll hierinnen nichts voraus haben. Wie sehr michs auch freuen möge, von einer mir so theuern Person alles Gute und Ehrenvolle zu sagen, was ich weiß, so will ich doch eben so wenig ihr Unrecht verhehlen, wenn man anders eine unwillkührliche Veränderung der Neigungen so nennen darf. Seit geraumer Zeit fühlte ich ihr Herz gegen mich erkalten. Ich fühlte, daß ich ihr nicht mehr das war, was ich ihr wohl ehmals in den schönen Tagen unserer Liebe gewesen war; ich mußte dieß um so schmerzlicher fühlen, da meine Neigung gegen sie bisjezt unverändert geblieben war. Ich verfiel in die Lage, in welcher ich mich bey Mamma'n ehmals befunden hatte, und die Würkung war bey Theresen die nähmliche. — Suchen, noch erwarten wir keine Vollkommenheit in der Natur, und eben so wenig bey irgend einem Weibe! — Wie gut ich meine Verfügungen über meine Kinder ausgeklügelt zu haben vermeynte, so war mein Herz bey der Erinnerung daran doch nicht immer ruhig. Als ich mein Werk über die Erziehung schrieb, fühlte ich, daß ich Pflichten vernachlässigt hätte, von deren Beobachtung nichts mich freysprechen konnte. Meine Gewissensbisse hierüber waren so peinigend, daß

mir am Anfange des Emils beynahe das öffentliche Bekenntnuß meines Fehlers entwischt wäre; der Bezug, welchen diese Stelle auf mich hat, ist sogar nicht zu verkennen, daß es erstaunend ist, wie man eben diese Stelle mir hat zum Vorwurfe machen können. Indessen war meine Lage immer noch die nähmliche, und schlimmer sogar, durch die Erbitterung meiner Feinde, die stets auf irgend einen Fehltritt bey mir lauerten. Ich fürchtete einen Rükfall, und, um mich der Gefahr desselben nicht auszusezen, verdammte ich lieber mich freywillig zur Enthaltsamkeit, als daß ich Theresen hätte von neuem in die alte Verlegenheit hätte kommen lassen. Ueberdieß hatte ich meinen Zustand durch den Beyschlaf sich merklich verschlimmern gefühlt. Aus diesem doppelten Grunde faßte ich neue Entschliessungen, welche ich freylich oft schlecht genug hielt, welchen ich aber gleichwohl seit ungefähr drey oder vier Jahren seltener war ungetreu worden. Und seit diesen drey oder vier Jahren hatte ich dieses Erkalten bey Theresen bemerkt: noch hieng sie wie ehmals an mir aus Pflicht, aber die Liebe war verschwunden. Natürlich, daß auf diese Weise unser Umgang einen Theil seiner Annehmlichkeiten verliehren mußte, und ich glaubte daher, daß sie vielleicht gerner in Paris bleiben, als mit mir herumirren würde, da sie ohnehin über-

überall auf meine Vorsorge rechnen durfte. Aber sie hatte bey unserem Scheiden so viel Kummer bliken lassen, sie hatte sich von mir so heilig versprechen lassen, daß wir wieder zusammen wohnen wollten, sie bezeugte seit meiner Abreise ein so lebhaftes Verlangen nach mir, und äusserte es sowohl gegen den Prinzen von Conti, als gegen Herrn von Luxenbourg, daß ich nicht wagen durfte, unsere Trennung nur zu denken, geschweige dann sie ihr vorzuschlagen. Und in der That fühlte mein Herz die Unmöglichkeit ohne sie zu seyn, und ich dachte nur darauf sie ohne weitern Verzug zu mir kommen zu lassen. Ich schrieb ihr: sie möchte abreisen, und sie kam. Kaum waren seit meiner Abreise zween Monate verflossen; aber seit so manchen Jahren war dieß unsere erste Trennung gewesen. Wir hatten die Bitterkeit derselben, eins wie das andere gleich tief gefühlt. Welche gewaltige Empfindungen erschütterten uns bey der ersten Umarmung! Wie süsse sind die Thränen der Zärtlichkeit und der Freude! Wie berauschte sich mein Herz in denselbigen! Warum habe ich solche Thränen so selten weinen dürfen?

Bey meiner Ankunft in Moitiers hatte ich an Mylord Keith, Marschall von Schottland und Gouverneur von Neufchatel geschrieben,

und ihn von meiner Flucht in die Staaten seiner Majestät benachrichtigt, auch zugleich um seinen Schuz gebeten. Er antwortete mir mit derjenigen Großmuth, welche man an ihm kennt, und welche auch ich von ihm erwartete. Sein Schreiben enthielt zugleich eine Einladung auf einen Besuch bey ihm. Ich gieng mit Herrn Martinet, Castellan von Val de Travers, der bey Seiner Excellenz in grossen Gnaden stand, hin. Der Anblik dieses berühmten tugendhaften Schotten drang mir kräftig ans Herz; und von diesem Augenblike an begann zwischen ihm und mir jene lebhafte Zuneigung, welche von meiner Seite immer die nähmliche geblieben ist, und es auch von der seinigen geblieben seyn würde, wenn nicht die Schurken, welche allen Trost meines Lebens mir geraubt haben, meine Abwesenheit benüzt hätten, um sein Alter zu mißbrauchen, und mich ihm mit schwarzen Farben abzumahlen.

George Keith, Erbmarschall von Schottland, Bruder des berühmten Generals Keith, der für die Ehre lebte, und auf dem Bette der Ehren starb, hatte in seiner Jugend sein Vaterland verlassen, und wurde daraus verbannt, weil er dem Hause Stuart ergeben gewesen war: wiewohl er in der Folge demselben seine Unterstü-

zung bald entzog, weil er den Geist der Ungerechtigkeit und der Tyranney, den herrschenden Charakter desselben, haßte. Lange hielt er in Spanien, wo das Clima ihm gefiel, sich auf, und endlich begab er sich nebst seinem Bruder in die Dienste des Königs in Preussen, des Menschenkenners und Menschenwählers, der beyde aufnahm, wie sie es verdienten. Der Marschall Keith vergalt ihm diese Aufnahme reichlich durch die vorzügliche Dienste, welche er ihm leistete, und durch etwas, was noch weit mehr Werth hatte, durch seine Freundschaft. Die grosse Seele dieses würdigen Mannes, voll republicamischen Sinnes und republicanischen Stolzes, beugte sich nur unter das Joch der Freundschaft; aber unter dieses beugte er auch sich so ganz, daß, des grossen Unterschieds in den Grundsäzen unerachtet, er, vom ersten Augenblike der beginnenden Zuneigung an, nichts mehr sahe, als Friedrich. Der König gab ihm wichtige Aufträge, schikte ihn nach Paris, Spanien, und als er endlich sahe, daß er nachgerade zu altern anfieng und der Ruhe nöthig hatte, gab er ihm als Ruhedienst das Gouvernement von Neufchatel, mit dem göttlichen Geschäfte für den Rest seines Lebens, das kleine Völkchen glüklich zu machen.

Die Neuenburger lieben nur die glänzende Aussenseite und schreyenden Schimmer, und verstehen sich gar nicht auf wahren innern Gehalt. Wer von ihnen für einen Menschen von Geist will anerkannt seyn, der muß ihre Ohren mit langtönenden Phrasen füllen. An Keith fanden sie einen kalten Mann, der keine Umstände machte, und nahmen seine edle Einfalt für Hochmuth, seine Offenheit für Grobheit, sein weniges Reden für Dummheit; muthwillig stemmten sie sich gegen seine wohlthätige Vorsorge, weil er durchaus nüzlich seyn, und nicht schmeicheln wollte, und weil er an Leute, denen er seine Achtung nicht schenken konnte, keine Liebkosungen verschwenden mochte. Bey dem lächerlichen Handel des Pfarrers Petitpierre, den seine Herrn Collegen aus dem Lande jagten, weil er sie nicht ewig verdammt wissen wollte, hatte Mylord sich dem anmaßlichen Verfahren der Geistlichkeit widersezt, und siehe! das ganze Land, dessen Rechte er vertheidigt hatte, stand wider ihn auf, und bey meiner Ankunft hatte das dumme Murren sich noch nicht verlohren. Er galt allenthalben für einen Mann, bey deme der zuerst sprechende immer Recht hätte, und von allen Beschuldigungen, welche man auf ihn hinwarf, war diese vielleicht die mindest ungerechte. Meine erste Empfindung beym Anblike dieses ehrwürdigen

Alten

Alten war Mitleiden über die Hagerkeit seines Cörpers, welchen die Jahre schon abgezehrt hatten; aber als ich meine Augen auf seine belebte offene und edle Physionomie erhob, fühlte ich mich aufs lebhafteste von einer, mit Zutrauen vermischten, Achtung durchdrungen, welche keinem andern Gefühle Raum verstattete. Auf mein sehr kurzes Compliment, was ich ihm beym Eintritte machte, antwortete er mir dadurch, daß er von ganz etwas anderem sprach, als wenn ich schon acht Tage um ihn gelebt hätte. Sogar nicht einmal Size bot er uns an. Der Castellan, ein Orthodox in Sachen des Cerimoniels, blieb stehen. Ich hingegen sahe in dem durchdringenden feinen Auge Mylords so viel liebreiches Wesen, daß mir's war, als wäre ich zu Hause: ohne Umstände sezte ich mich neben ihn auf seinen Sopha. An dem vertraulichen Tone, welchen er augenbliklich annahm, merkte ich, daß meine Ungezwungenheit ihm behagte, und daß er in seinem Innern dachte: „Das ist kein Neuenburger!"

Wunder des Einklangs der Charaktere! In einem Alter, wo das Herz seine natürliche Wärme schon verlohren hat, erwärmte sich der gute Alte für mich auf eine, jedermann auffallende Weise. Unter dem Vorwande der Wachtelnjagd besuchte er

mich in Moitiers, aber während zween Tagen, welche er dort zubrachte, rührte er keine Flinte an. Es entstand bald zwischen uns eine so enge Freundschaft (Freundschaft ist das wahre Wort, unser Verhältnuß zu bezeichnen,) daß keiner von uns mehr ohne den andern seyn konnte. Das Schloß Colombier, sein Sommeraufenthalt, war sechs Meilen von Moitiers entlegen; zum wenigsten alle vierzehen Tage gieng ich hin, und blieb einen Tag dort, und dann gieng ich, wie ein Pilger, das Herz voll von ihm, wieder zurük. Die Bewegung, welche ich wohl ehemals empfunden hatte, wann ich von der Einsiedeley nach Eaubonne gieng, war zwar allerdings anderer Art, aber sanfter, wohlthuender war sie nicht als die, mit welcher ich mich Colombier näherte.

Wie manche Thräne der Zärtlichkeit habe ich unterwegs geweint, wenn ich an die wahrhaft väterliche Güte, an die liebenswürdige Tugenden, an die sanfte Philosophie des ehrwürdigen Alten dachte. Ich nannte ihn: „mein Vater!" er mich: „mein Sohn!" Diese zärtliche Benennungen zeichnen zwar einigermassen die Umrisse der Verbindung, die uns vereinigte, aber wie unentbehrlich wir einander geworden waren, wie unaufhörlich wir wünschten beysammen zu seyn,

das

das zeichnen sie nicht. Er bestand darauf, mir auf dem Schlosse Colombier eine Wohnung zu geben, und drang in mich, daß ich die Zimmer, in welchen ich bey meinen Besuchen mich aufhielt, auf immer beziehen sollte. Ich sagte ihm endlich, ich wäre bey mir zu Hause freyer, und wollte viel lieber mein Leben hinbringen, ihn zu besuchen. Meine Freymüthigkeit gefiel ihm, und er drang nun nicht weiter in mich. O guter Lord! bester Vater! wie bewegt sich mein Herz, wenn ich an Dich zurük denke! Die Barbaren! wie schlimm haben sie mir mitgespielt, daß sie Dein Herz von mir abwendeten! — Doch nein! nein! grosser Mann, Du bist und bleibst für mich immer der nähmliche, so wie auch ich noch immer derselbe bin. Man hat Dich betrogen, aber man hat Dich nicht verändert!

Milord Marschall ist nicht ohne Fehler. Er ist ein Weiser, aber er ist Mensch. Bey dem durchdringendsten Geiste, bey dem möglichst feinen Gefühle, bey der tiefsten Menschenkenntnuß, wird er bisweilen hintergangen, und gewahrt nicht, daß er hintergangen ist. Er hat eine sonderbare Laune, und in der Wendung seines Wizes etwas auffallendes, fremdes. Leute, welche beständig um ihn sind, scheint er vergessen zu haben, aber in dem Augenblike, da sie sich dessen

sen am wenigsten versehen, erinnert er sich ihrer: seine Aufmerksamkeiten scheinen übel angebracht: seine Geschenke sind nach seiner Phantasie und nicht nach der Zuträglichkeit für die Beschenkte abgemessen. Im Augenblike giebt oder schikt er, was ihm nun eben in den Kopf kommt, bald etwas von hohem, bald von keinem Werthe. Ein junger Genfer wünschte in Preussische Dienste zu tretten, und machte Mylord Marschall seine Aufwartung, um sich eine Empfehlung auszubitten. Mylord gab ihm, statt eines Briefs ein kleines Säckchen voll Erbsen, mit dem Auftrage, es dem Könige zu übergeben. So wie dieser dieses sonderbare Empfehlungsschreiben erhielt, stellte er den Ueberbringer sogleich an. — Diese erhabene Köpfe haben eine Sprache, für welche gemeine Geister kein Wörterbuch besizen. — Alle diese kleine Sonderbarkeiten, worinnen Mylord einer launigten schönen Frau glich, machten mir ihn nur noch interessanter. Ich weiß gewiß und habe es in der Folge erfahren, daß eben diese Sonderbarkeiten keinen Einfluß auf seine Empfindungen noch auf die Erweisung von Freundschaftsdiensten, wo zu derselbigen Gelegenheit sich zeigte, hatten. Aber wahr ist's, daß er selbst in seine Art, sich jemand verbindlich zu machen, eben so viele Sonderbarkeit legt, als in sein übriges Betragen. Nur ein einziges Beyspiel, was ein ganz

unbe-

unbedeutendes Geschichtchen mir darbietet. Weil die Tagreise von Moitiers nach Colombier für mich zu stark war, so theilte ich sie gewöhnlich so ein, daß ich Nachmittags abgieng und auf dem halben Wege in Brot zu Nacht blieb. Der Wirth, Nahmens Sandoz, hätte gerne in Berlin eine äusserst wichtige Gnadenbezeugung nachgesucht, und bat mich, Seine Excellenz zu bitten, daß er sie für ihn auswürken möchte. Ganz gerne. Ich nehme ihn mit mir auf's Schloß, lasse ihn im Vorzimmer stehen und spreche mit Mylord von seiner Angelegenheit. Mylord antwortet nichts. Der Vormittag war bereits vorüber; als ich zum Mittagessen über den Saal gieng, sahe ich den armen Sandoz stehen, der bis jezt sich halb tod gewartet hatte. Weil ich glaubte, daß Mylord seiner vergessen hätte, so sprach ich wieder mit ihm davon, ehe wir uns zur Tafel sezten; er antwortete, wie vorhin, kein Sterbenswörtchen. Ich fand diese Art, wie er mich fühlen ließ, daß mein Gesuch ihm überlästig wäre, ein wenig hart, aber ich schwieg und beklagte nur im Stillen den armen Sandoz. Auf meiner Rükreise am folgenden Tage wurde ich nicht wenig überrascht, als er mir für die gute Aufnahme und das gute Mittagessen dankte, was ich ihm bey Seiner Excellenz verschaft hätte, überdieß erzählte er mir, daß Sie die Gnade

gehabt hätten, seine Bittschrift anzunehmen. Drey Wochen nachher schikte Mylord ihm das gebetene Rescript, vom Minister ausgefertigt und vom Könige unterzeichnet; aber alles dieß geschahe, ohne weder mir noch ihm über diese Angelegenheit, mit welcher er sich nicht befassen zu zu wollen geschienen hatte, ein Wort zu sagen oder zu antworten.

Ich mag gar nicht aufhören von George Keith zu erzählen: von meinem Umgange mit ihm tagzählen sich meine lezte glükliche Erinnerungen; meine ganze übrige Lebenszeit war von da an nichts, als Kummer und Bangigkeit. Das Andenken daran ist für mich so traurig und in meinem Kopfe so verworren, daß ich keine Ordnung in meine Erzählung bringen kan, und für die Folge gezwungen seyn werde, sie zu stellen, wie der Zufall sie mir in's Gedächtnuß bringt.

Es währte nicht lange, so riß eine Antwort des Königs an den Lord Marschall, an welchem ich, wie leicht zu erachten, einen guten Fürsprecher gefunden hatte, mich aus aller Unruhe, welche ich in Betref meines gewählten Zufluchtsorts gehabt hatte. Nicht allein billigten Seine Majestät das gethane, sondern gaben auch, denn ich will nichts verschweigen, meinem Beschüzer den Auftrag, mir zwölf Louisd'ore

aus-

auszuzahlen. Den guten Lord sezte dieser Befehl in Verlegenheit, und weil er nicht wußte, wie er demselben auf eine für mich ehrenvolle Art Folge leisten sollte, so suchte er das Beleidigende, was für mich in einem Geschenke an baarem Gelde lag, dadurch zu vermindern, daß er es in Lebensbedürfnusse verwandelte und mir bekannt machte, wie er befehligt wäre, mich für den Anfang meiner kleinen Haushaltung mit Holz und Kohlen zu versehen; er sezte sogar, und vielleicht auf seine eigene Faust, hinzu, daß der König geneigt wäre, mir ein kleines Hauß nach meinem eigenen Plane bauen zu lassen, wenn ich mir selbst einen Plaz dazu aussuchen würde. Dieses leztere Anerbieten rührte mich ungemein, und ließ mich die sonderbare Art des erstern vergessen. Indessen nahm ich keins von beyden an, und betrachtete **Friedrich** als meinen Wohlthäter und Beschüzer, und hieng mich so ganz an ihn, daß ich, von da an, an der Ausbreitung seines Ruhms in eben dem Grade Antheil nahm, als ich bis dahin seine Siege ungerecht gefunden hatte. Den Frieden, welchen er kurze Zeit nachher schloß, feyerte ich durch eine geschmakvolle Erleuchtung. Ich zierte nähmlich das Hauß, was ich bewohnte, mit einem Blumenkranze, und übte, ich muß es gestehen, die stolze Rache dabey aus, beynahe eben so viel

Geld

Geld darauf zu verwenden, als er mir hatte schenken wollen. Nach dem Schlusse dieses Friedens glaubte ich, daß er nun, da sein kriegerischer und politischer Ruhm die höchste Höhe erreicht hätte, anfangen würde, sich ihn in einem andern Fache zu erwerben: durch Auferwekung seiner erstorbenen Staaten, durch Unterstüzung und Beförderung des Handels und des Akerbaues, durch Umbildung des Erdreichs, durch Anpflanzung eines neuen Volkes, durch Aufrechthaltung des Friedens bey allen seinen Nachbaren, endlich dadurch, daß er nun als Schiedsrichter Europens aufträte, dessen Schreken er vormals gewesen war. Er durfte nun unbesorgt sein Schwerdt in die Scheide steken, und konnte darauf rechnen, daß man ihn nicht wieder zwingen würde, es zu ziehen. Als ich sahe, daß er sein Heer nicht entwafnete, fürchtete ich, er möchte seine errungene Vortheile schlecht benüzen, und nur halb Groß seyn. Ich wagte, ihm hierüber zu schreiben; ich nahm in meinem Briefe den vertrauten Ton, der Menschen seiner Gattung immer gefallen muß, und in diesem Tone brachte ich die Wahrheit, welche zu hören die wenigste Könige gemacht sind, zu seinem Ohre. Ich nahm mir diese Freyheit heimlich: mein Versuch blieb zwischen ihm und mir. Selbst dem Lord Marschall vertraute ich meinen Schritt nicht, sondern übergab ihm meinen

nen Brief an den König wohl verpetschirt zum Einschlusse. Mylord ließ den Brief abgehen, ohne sich um den Inhalt desselben zu bekümmern. Der König antwortete nicht, und als der Marschall einige Zeit nachher nach Berlin reißte, sagte er diesem nur, daß ich ihn tüchtig ausgefilzt hätte. Ich ersahe hieraus, daß mein Brief war übel aufgenommen worden, und daß er die Freymüthigkeit, welche mein Eifer mir einhauchte, mit der Grobheit eines Pedanten verwechselt hatte. Im Grunde war dieß wohl sehr leicht möglich, vielleicht sagte ich nicht das, was, noch in dem Tone, wie ich es hätte sagen sollen. Aber entschuldigt bin ich durch die Empfindung, welche die Feder mir in die Hand gab.

Wenige Zeit nach meiner Niederlassung in Moitiers-Travers, nachdem ich mich von allen Seiten künftiger Ruhe versichert glaubte, legte ich armenische Kleidung an. Dieser Gedanke war bey mir nicht ganz neu. Schon öfters in meinem Leben war er in mir aufgestiegen, oft war er während meines Aufenthaits in Montmorenci mir wieder in den Kopf gekommen. Weil nähmlich der häufige Gebrauch der Sonden mich zwang öfters das Zimmer zu hüten, so lernte ich desto mehr die Vortheile eines langes Kleides empfinden. Die Bequemlichkeit einen armenischen Schneider, welcher seinen zu

Montmorenci wohnenden Vetter öfters besuchte, in der Nähe zu haben, führte mich in Versuchung mich seiner zu Verfertigung meines neuen Anzugs zu bedienen, unbekümmert was das Publikum dazu sagen würde. Doch wollte ich, ehe ich meinen neuen Puz anlegte, vorher den Rath der Madame de Luxenbourg darüber einholen, welche ganz dafür stimmte. Ich ließ mir also eine kleine armenische Garderobbe machen, aber das gegen mich ausgebrochene Ungewitter bestimmte mich den wirklichen Gebrauch desselben bis auf ruhigere Zeiten zu verschieben, und erst, als einige Monate später neue Anfälle meines Uebels mich wieder an die Nothwendigkeit meiner Kleideränderung erinnerten, glaubte ich ohne Gefahr sie in Moitiers vornehmen zu können. Um ganz sicher zu gehen, hatte ich den Pfarrer des Orts darüber um Rath befragt und dieser hatte mir die Antwort ertheilt, daß ich sie sogar in der Kirche ohne Aergernuß tragen dürfte. Ich legte also das armenische Wamms, den Kaftan, die gefütterte Müze, und den Gürtel an, und nachdem ich in diesem Aufzuge dem Gottesdienste beygewohnt hatte, sahe ich keine Hindernuß weiter, warum ich nicht auch in demselben bey Mylord Marschall erscheinen könnte. Als Seine Excellenz mich so gekleidet sahen, sagten Sie blos statt des gewöhnlichen Compliments

ments zu mir: Salamaleki. Mit diesem einzigen Worte war alles abgemacht, und von nun an kleidete ich mich nie wieder anders.

Ich hatte das Feld der Litteratur ganz und gar verlassen, und dachte nun auf nichts mehr, als auf Führung eines stillen sanften Lebens, so weit dieß von mir abhängen würde. Wenn ich allein war, habe ich nie, selbst dann nicht, Langeweile empfunden, wann ich ganz und gar nichts zu arbeiten hatte; meine Einbildungskraft füllte alle Leeren, und war allein hinreichend mich zu beschäftigen. Nur das unthätige Geschwäze im Zimmer, wenn eins dem andern gegenüber sizt, wo nichts als die Zunge in Bewegung gesezt wird, habe ich nie ausstehen können. Wenn man nur noch darneben läuft, oder spazieren geht, so mag alles noch hingehen; Augen und Füsse haben dann wenigstens etwas zu thun: aber mit über einander geschlagenen Armen hinzusizen, vom Wetter zu sprechen, und vom Mükenflug, oder was noch weit schlimmer ist, sich gegenseitig Complimente zu machen, das ist mir unerträgliche Marter. Um nicht ganz wie ein Wilder leben zu müssen, fiel mir ein, Schnürnestel machen zu lernen. Ich trug mein Arbeitskissen mit mir in meine Besuche, oder sezte auch mich wie die Weiber an meine Hausthüre

und schwazte eins mit den vorübergehenden. So lernte ich das leere Geschwäz besser ertragen, nnd meine Zeit bey meinen Nachbarinnen ohne Langeweile zuzubringen, unter welchen einige ziemlich liebenswürdig waren, und sogar Geist hatten. Unter andern war da eine mit Namen Isabelle d'Ivernois Tochter des Procureur-General von Neufchatel. Sie schien mir meiner besondern Freundschaft würdig, und hat gewiß bey derselben sich nicht übel befunden. Den guten Rathschlägen, welche ich ihr gegeben habe, und der Sorgfalt, mit welcher ich ihr bey sehr wesentlichen Gelegenheiten diente, hat vielleicht sie, die gegenwärtig eine würdige und tugendhafte Hausmutter ist, ihre Vernunft, ihren Gatten, ihr Leben und ihr Glük zu danken. Ich von meiner Seite danke ihr manchen süssen Trost, besonders in einem sehr traurigen Winter, wo sie während des höchsten Grades meiner Schmerzen und Leiden bey Theresen und mir die langen Abende zubrachte, welche sie uns durch die Reize ihres Geistes und gegenseitige Herzensergiessung sehr kurz zu machen wußte. Sie nannte mich ihren Vater, und ich sie meine Tochter, und diese Nahmen, welche wir uns noch geben, werden, hoffe ich, ihr immer so theuer als mir seyn. Damit doch meine Schnürnestel auch zu etwas nüze wären, machte ich meinen jungen Freundinnen

dinnen bey ihrer Verheurathung Geschenke mit denselben unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder selbst stillen würden. Isabellens Schwester bekam einen unter diesem Titel, und verdiente ihn hernach wirklich. Eben so Isabelle, die ihn wenigstens durch ihre Absicht verdiente. Aber die leztere war nicht so glüklich, ihren Vorsaz verwirklichen zu können. Bey Ueberschikung meines Geschenks schrieb ich beyden Briefe, von welchen der an die erste in der Welt durch Abschriften bekannt worden ist. Der an die zweyte machte nicht so viel Aufsehen: Freundschaft liebt kein so grosses Geräusch.

Unter der Zahl der Bekanntschaften, welche ich in meiner Nachbarschaft machte, und welche ich einzeln nicht aufzählen will, darf ich den Obrist Pury nicht vergessen. Er besaß ein Haus auf dem Berge, und pflegte in demselben den Sommer zuzubringen. Ich war eben nicht sehr eilig seine Bekanntschaft zu machen, weil ich wußte, daß er bey Hofe und beym Lord Marschall, bey welchem er seine Aufwartung nicht machte, nicht sonderlich wohl gelitten war. Weil indessen er mich besuchte und mir viele Höflichkeiten erwieß, so mußte wohl auch ich ihn besuchen. Wir sezten unsern Umgang zusammen fort und assen bisweilen beyeinander. Ich machte bey

ihm die Bekanntschaft des Herrn D. P....u, der in der Folge zu sehr mein inniger Freund wurde, als daß ich unterlassen könnte, von ihm zu sprechen.

Herr D. P....u war ein Amerikaner, Sohn eines Commandanten von Surinam, dessen Nachfolger Herr de Chambrier die Wittwe des Verstorbenen geheurathet hatte. Als sie zum zweytenmahle Wittwe ward, ließ sie mit ihrem Sohne sich in dem Vaterlande ihres zweeten Gatten nieder.

D. P....u, ein einziger, sehr reicher und von seiner Mutter zärtlichst geliebter Sohn war mit Sorgfalt erzogen worden, und diese Sorgfalt war nicht ohne Früchte geblieben. Er hatte sich viele Kenntnisse und einigen Geschmak an Künsten erworben, und sezte etwas darein, seine Vernunft ausgebildet zu haben. Seine kalt philosophische Holländermine, seine dunkelbraune Gesichcsfarbe, sein stiller verschlossener Charakter begünstigten diese Meynung beym Publikum. Er war, obgleich noch jung, taub, und mit dem Podagra behaftet, deßwegen waren alle seine Bewegungen gesezt und bedächtlich, und obgleich er gerne disputiren *) mochte, so sprach er

*) Schwäbisch: Wörtlen.

er doch wenig, weil er nicht hörte. Dieses Aeussere nahm mich ein. „Siehe da!“ sagte ich zu mir selbst, „ein Denker, ein Weiser, wie „wie man sich glükwünschen darf, einen zum „Freunde zu haben.“ Um mich ganz an sich zu ziehen, richtete er öfters seine Rede an mich, ohne gleich wohl je eine Worthöflichkeit *) an mich zu verschwenden. Er sprach mit mir wenig von mir, wenig von meinen Büchern und sehr wenig von sich selbst; er war nicht leer von Ideen, und was er sagte, war richtig gesagt. Diese Richtigkeit und Gleichmüthigkeit fesselten mich. Sein Geist hatte weder die Erhabenheit noch Feinheit des Mylord Marschalls, aber die Einfalt desselben; und so konnte er ihn mir immer gewissermassen ersezen. Ich war nicht von ihm entzükt, aber ich hieng mich aus Achtung an ihn; nach und nach ward diese Achtung Freundschaft, und bey ihm vergaß ich den Einwurf, welchen ich dem Baron d'H.....k gemacht hatte, daß er zu reich wäre.

Lange Zeit sahe ich d'P....u nur selten, weil ich nicht nach Neufchatel kam, und er nur einmal des Jahrs auf den Berg des Oberst Pury zu kommen pflegte. Warum gieng ich nicht

*) Compliment.

nicht nach Neufchatel? Hier liegt eine Kinderey zum Grunde, welche ich nicht verschweigen darf.

Ungeachtet ich, unter dem Schuze des Königs von Preussen und Mylord Marschalls, anfänglich der Verfolgung in soweit auswich, daß sie nicht bis zu mir in meinen Zufluchtsort drang, so konnte ich doch dem Gemurmel unter dem Volke, dem Stadtrathe und der Geistlichkeit nicht ausweichen. Nach der Erschütterung, die sich nun einmal durch Frankreich verbreitet hatte, schien es Sünde gegen den guten Ton zu seyn, wenn man mir nicht zum mindesten einige Grobheiten erwiese; man hätte müssen fürchten, meine Verfolger zu tadlen zu scheinen, wenn man sie nicht nachahmte. Die Classe von Neufchatel, das ist, die Versammlung der Geistlichkeit dieser Stadt, gab mir den ersten Stoß dadurch, daß sie einen Versuch machte, den Staatsrath gegen mich aufzureizen. Als dieser Versuch mißlang, wendeten sich die Geistlichen an den Stadtrath, der alsogleich mein Buch verbieten ließ, und mich überhaupt bey jeder Gelegenheit ziemlich unhöflich behandelte, auch mir zu verstehen gab, und sogar laut sagte, daß man mich in der Stadt nicht geduldet haben würde, wenn ich mich in derselben hätte niederlassen wollen. Sie füllten

ihren

ihren Merkur mit dem unsinnigsten und plattesten Gewäsche, was, wie sehr auch gescheide Leute darüber lachen mochten, das Volk erhizte und gegen mich aufbrachte. Alles dessen ungeachtet mußte ich, wenn man sie hörte, dennoch sehr dankbar seyn für die Gnade, welche sie mir dadurch erwiesen, daß sie mich in Moitiers leben liessen, wo sie gleichwohlen nichts zu befehlen hatten: gerne hätten sie mir die Luft nach Schoppen zugemessen, wenn ich sie nur recht theuer bezahlt hätte. Ich sollte ihnen, meynten sie, für den Schuz verbindlich seyn, welchen mir der König wider ihren Willen zugestanden hatte, und, welchen mir zu rauben, sie rastlos arbeiteten. Als sie endlich hiemit nicht zu Stande kamen, und, nachdem sie mir alles Böse zugeführt hatten, was in ihrer Macht stand, machten sie aus ihrer Unmacht sich ein Verdienst, und wollten die Gnade, welche sie für mich hatten, mich in ihrem Lande zu dulden, gegen mich geltend machen. Statt aller Antwort hätte ich ihnen unter die Nase lachen sollen; aber ich war einfältig genug, mich beleidigt zu finden, und begieng die Dummheit, nicht nach Neufchatel gehen zu wollen. Zwey Jahre blieb ich diesem Entschlusse getreu, und bedachte nicht, daß es dergleichen Gesindel zu sehr ehren hiesse, wenn ich ihre Vorschritte einiger Aufmerksamkeit wür-

digte; obgleich ihnen diese eigentlich nicht zur Last gelegt werden können, da diese Leute, sie mögen nun Gutes oder Böses thun, es immer auf fremden Antrieb thun. Ueberdies sind dergleichen, an Bildung und innerem Lichte so arme, Seelen welche keinen Gegenstand ihrer Achtung kennen, als Credit, Macht und Geld, weit entfernt, auch nur zu ahnden, daß man Talenten einige Rüksicht schuldig seye, und daß, talentvolle Männer beleidigen, sich selbst beschimpfen heisse. Ein gewisser Dorfschultheisse, der um Veruntreuungen willen seines Amtes war entsezt worden, sagte zum Lieutenant von Val de Travers, dem Gatten meiner Isabelle. „Man sagt mir, daß dieser Rousseau „so viel Geist habe; bringen Sie ihn „zu mir, damit ich sehe, ob es wahr „ist.“ Wahrlich der Zorn eines Menschen, der aus einem solchen Tone spricht, kann den, welchen er trift, nicht sehr kränken.

Nach der Art, wie man mich in Paris, in Genf, in Bern, in Neufchatel behandelt hattte, erwartete ich nun freylich nicht viel Schonung vom Pfarrer des Orts. Indessen war ich durch Madame Boy de la Tour ihm empfohlen worden, und würklich hatte er auch mich gut aufgenommen; aber in diesem Lande, wo man

einem

einem jeden ohne Unterschied schmeichelt, bedeuten Liebkosungen nichts. Gleichwohl konnte ich, nach meinem feyerlichen Uebertritte zur reformirten Kirche, und als Einwohner eines reformirten Landes, ohne gegen meine Versprechungen und meine Bürgerpflicht zu sündigen, nicht umhin, das öffentliche Bekenntnuß des Glaubens, zu welchem ich wieder übergetretten war, zu thun: ich gieng also zum Gottesdienste.] Auf der andern Seite aber fürchtete ich, wenn ich bey Gottestische erschiene, mich der Schmach des Zurükweisens auszusezen, und es war keineswegs wahrscheinlich, daß, nach dem in Genf durch den Rath, und in Neufchatel durch die Classe, erregten Lärmen, der Pfarrer mir das Abendmahl in seiner Kirche ohne Anstand reichen würde. So wie nun also die Zeit des Nachtmahls herannahte, schrieb ich, um meiner Handlung mehr Freywilligkeit zu geben, an Herrn de Montmollin, so hieß der Pfarrer: daß ich im Herzen der protestantischen Kirche immer zugethan gewesen wäre; zugleich sagte ich, um allen Streitigkeiten über Glaubenssachen auszuweichen, daß ich keine besondere Erklärung des Lehrbegrifs verlangte. Nach dem ich von dieser Seite mich auf diese Art gesezmässig betragen hatte, verhielt ich mich ruhig, und zweifelte nicht, daß Herr de Montmollin nun mich, ohne

vorläufiges Disputiren, was ich mir verbetten hatte, zum Sacrament zulassen würde, und glaubte, daß ich mich in keinem Stüke verfehlt hätte. Nein! In dem Augenblike, da ich mich's am mindesten versahe, erklärte mir Herr de Montmollin: daß er mich unter der Bedingung, welche ich gesezt hätte, zum Sacrament zulassen wollte; noch mehr: daß er und seine Kirchenältesten sichs zur grössesten Ehre rechneten, mich unter ihrer Heerde zu haben. In meinem Leben war für mich nichts so überraschend noch so tröstend. Immer vereinzelt auf Erden leben zu müssen, schien mir ein sehr trauriges Schiksal zu seyn, besonders wenn man noch ausserdem unglüklich ist. Mitten unter so vielen Verweisungen und Verfolgungen fand ich etwas unbeschreiblich süsses in den Gedanken, mir sagen zu können, „nun bin ich wenigstens unter meinen Brüdern." Ich genoß das Liebesmahl mit einer Bewegung und mit Thränen der Rührung, welche vielleicht die gottgefälligste Vorbereitung waren, die man nur immerhin zu diesem heiligen Werke vornehmen kann.

Einige Zeit nachher schikte mir Mylord einen Brief von Madame de B......s, welcher ihm, wenigstens vermuthe ich dieß, durch d'Alembert, seinen Freund, zugekommen war.

In

In diesem Briefe, dem ersten, welchen ich seit meiner Abreise von Montmorenci von dieser Dame erhalten hatte, filzte sie mich tüchtig wegen dessen aus, den ich an Herrn de Montmollin geschrieben hatte, und überhaupt, daß ich communicirt hätte. Ich begrief um so weniger, wen eigentlich ihr Verweiß gelten sollte, noch wie er mich gelten könnte, da ich seit meinar Genfer Reise mich immer laut zur protestantischen Sekte bekannt, und öffentlich genug dem Gottesdienste im Hotel d'Hollande beygewohnt hatte, ohne daß ein Mensch sich darüber aufgehalten hätte. Es schien mir zum Lachen, daß die Frau Gräfin de B........s sich mit Regierung meines Gewissens in Religionssachen befassen wollte. Weil ich aber gleichwohl nicht zweifelte, daß ihre Absicht, wenn schon sie für mich unbegreiflich bliebe, die best'möglichste wäre, so fand ich mich durch diesen sonderbaren Ausfall nicht beleidigt, und antwortete ihr, ohne mich zu erbosen, blos mit Darlegung meiner Gründe.

Indessen gieng das Druken der Schmähschriften seinen Gang, und ihre gutmüthige Verfasser warfen den Regierungen vor, daß man mich bey weitem zu gelinde behandelte. Dieses Zusammentreffen des Anbellens, dessen erste Urheber sich noch

noch immer unter der Deke hielten, hatte etwas unglükweissagendes, schrökendes. Aber ich ließ sie reden, ohne mich aus meiner Fassung bringen zu lassen. Man sagte mir, die Sorbonne hätte ein Verdammungsdekret gegen mein Buch ausgehen lassen: ich glaubte es nicht. Was gieng die Sorbonne mein Buch an! Wollte sie ausmittlen, daß ich kein Catholik wäre? — Das wußte ohnehin schon jedermann. Wollte sie beweisen, daß ich kein guter Calvinist wäre? — Was konnte ihr hieran liegen? Das hieß doch wahrlich! sich ein sonderbares Geschäfte machen, und hieß: sich in die Stelle unserer Geistlichen stellen. Ehe ich diese Schrift zu Gesichte bekam, hielt ich sie für ein Ding, was man unter dem Nahmen der Sorbonne geschmiedet hätte, um sich über sie lustig zu machen; und als ich sie wirklich gelesen hatte, glaubte ich es noch weit mehr. Endlich als ich an der Aechtheit nicht länger zweifeln konnte, blieb ich dabey stehen, daß die Sorbonne ins Tollhaus gehörte.

Eine andere Schrift schmerzte mich mehr, weil sie von einem Manne herrührte, für welchen ich von jeher Achtung gehabt hatte, und dessen Standhaftigkeit ich bewunderte, während ich seine Verblendung zu bedauern gezwungen war. Ich spreche von dem Befehle des Erzbischofs

schofs von Paris gegen mich. Ich glaubte, meine Pflicht gegen mich selbst zu vernachlässigen, wenn ich nicht darauf antwortete. Ich konnte dieß thun, ohne mich zu erniedrigen; der gegenwärtige Fall glich dem, in welchem ich mich schon ehedessen mit dem Könige von Pohlen befunden hatte. Nie habe ich brutales Disputiren in Voltaires Manier geliebt. Ich kann nur mit Würde mich schlagen, und wer mich angreift, mag immerhin zusehen, daß er meinem Schwerde keine Schande mache, wenn ich ihn einer Vertheidigung würdigen soll. Ich zweifelte nicht, daß der Erzbischöfliche Befehl ein Jesuiten-Stükchen wäre, und wiewohl dieser Orden damals selbst unglüklich genug war, so verkannte ich doch auch hierinnen nicht seinen alten Grundsaz, die Unglükliche aufzureiben. Ich konnte also auch hierinnen meinem alten Grundsaze getreu bleiben, nach welchem ich den, auf dem Titel genannten, Verfasser ehrenvoll behandelte und das Werk mit Macht niederschmetterte. Ich glaube, daß dieß mir gelungen ist.

Ich fand den Aufenthalt in Moitiers sehr angenehm, und zum Entschlusse, meine Tage hier vollends zu verleben, fehlte mir nur noch ein gewisses Auskommen. Aber es ist dort theuer zu leben, und alle meine alte Projekte waren

durch die Aufhebung meiner vorigen Haushaltung, durch die Einrichtung einer neuen, durch den Verkauf, und sogar die Verschleuderung, meines Hausraths, und durch den Aufwand, welchen ich seit meiner Abreise von Montmorenci hatte machen müssen, zertrümmert. Täglich sahe ich das kleine Capital, was ich vor mich gespart hatte, sich vermindern. In zwey oder drey Jahren mußte der Rest vollends aufgezehrt seyn, und noch sahe ich kein Mittel, wie ich meine Casse wieder füllen könnte, ohne aufs neue zu schriftstellern; und gleichwohl hatte ich von diesem unglüklichen Gewerbe mich loßgesagt. Weil ich indessen überzeugt war, daß meine Lage sich bald ändern müßte, und daß das Publikum von seiner Raserey zurükkommen, und den Regierungen eine Schamröthe abjagen müßte, so dachte ich einzig darauf, meine Hülfsquellen bis auf den Zeitpunkt zu verlängern, wo eine glükliche Veränderung meiner Lage mir die Wahl unter denjenigen offen liesse, die alsdann sich mir anbieten würden. Zu diesem Ende nahm ich mein musikalisches Wörterbuch, welches nach einer zehenjährigen Arbeit so weit vorgerükt war, daß es nun nur noch gefeilt und in's Reine geschrieben zu werden brauchte, wieder vor. Vermittelst meiner Bücher, welche mir vor kurzer Zeit waren zugeschikt worden, ward es mir nicht schwer dieses Werk zu vollenden: meine Papiere,

piere, welche ich zugleich erhalten hatte, sezten mich in den Stand, die Schreibung meiner Lebensgeschichte, welche fortan mein einziges Geschäft seyn sollte, zu beginnen. Ich fieng damit an, daß ich die Briefe in eine Sammlung zusammenschrieb, welche meinem Gedächtnusse in Absicht auf Ordnung der Begebenheit und Zeit zu Hülfe kommen sollte. Ich hatte diejenige, welche ich zu diesem Behufe aufbewahren wollte, schon ausgelesen, und die Folge von mehr als zehen Jahren lief dessen ungeachtet ununterbrochen fort. Aber, als ich sie ordnete um sie abzuschreiben, fand ich eine Lüke, welche mich nicht wenig überraschte. Diese Lüke begrif beynahe sechs Monate in sich, nähmlich die Zeit vom October 1756. bis zum März des folgenden Jahres. Ich erinnerte mich ganz genau, unter die ausgelesene Papiere eine Menge Briefe von Diderot, von de Leyre, von Madame D'.....y, von Madame C........x u. s. w. gelegt zu haben, welche diese Lüke ausgefüllt hatten; aber ich fand sie nicht mehr. Was war aus den fehlenden Nummern geworden? Hatte jemand während der wenigen Monate, da meine Papiere im Hotel de Luxenbourg gewesen waren, Hand an dieselbe gelegt? Ich begrief die Möglichkeit dieses Falls nicht. Ich hatte ja mit meinen Augen gesehen, wie Herr von Luxenbourg den Schlüssel des Zimmers, wo ich sie niedergelegt hatte, abzog. Weil indessen viele Briefe von

Frauenzimmern, und sämtliche Briefe Diderots keine Tagzahl hatten, und ich um sie ordnen zu können, gezwungen gewesen war, dieselbe aus dem Gedächtnusse auf gut Glük hin auszufüllen, so glaubte ich anfänglich in der Datirung geirrt zu haben, und gieng also diejenige Briefe durch, die entweder keine Tagzahl hatten, oder bey welchen ich sie hatte hinzuthun müssen, um zu sehen, ob ich die fehlende nicht fände? Ich fand die vermißte Briefe nicht, wohl aber machte ich bey dieser Gelegenheit die unbezweifelnde Entdekung, daß die Lüke würklich vorhanden wäre, und daß die in Frage seyende Briefe mir waren weggenommen worden. Von wem aber und warum sie's waren? das überstieg mein Begreifungs-Vermögen. Diese Briefe waren sämtlich früher, als meine grosse Händel und schrieben sich von meiner Trunkenheitsperiode her, da ich die Julie schrieb, und konnten niemand interessiren. Aufs höchste betrafen sie einige kleine Verdrießlichkeiten mit Dideroten, einige Spöttereyen des de Leyre, einige Freundschaftsbezeugungen der Madame de C.........x und sogar der Madame D'.....y, mit welcher ich damals auf dem besten Fusse stand. Wem konnten also diese Briefe wichtig seyn? was wollte man damit machen? Erst sieben Jahre nachher ahndete ich den scheußlichen Zwek dieses Raubs. —

Als ich diesen Abgang vollkommen ausser Zweifel gesezt hatte, fieng ich an unter meiuen Entwürfen nachzusuchen, ob ich nicht anderswo einen ähnlichen entdeken könnte. Ich fand auch würklich welche, die, bey meinem schwachen Gedächtnusse, mich unter meinen übrigen Papieren andere ähnliche voraussezen liessen. So wußte ich gewiß, daß der Entwurf einer sinnlichen Sittenlehre und der Auszug aus den Begebenheiten des Mylord Eduard mir fehlten. Dieser leztere Defekt gab mir, ich bekenne es, einigen Argwohn auf Madame de Luxenbourg.

Ihr Kammerdiener la Roche hatte mir diese Papiere zugefertigt, und nur für sie konnte dieser Wisch einiges Anziehende haben; aber was für ein Interesse konnte sie dabey haben, das andere und noch mehr die übrige mir gestohlne Briefe zu besizen, von welchen man, selbst beym bösesten Willen, keinen mir schädlichen Gebrauch machen konnte, wenn man anders nicht sie verfälschen wollte. Herrn von Luxenbourg, dessen unwandelbare Geradheit und aufrichtige Freundschaft ich kannte, konnte ich keinen Augenblik beargwöhnen. Auch bey Madame de Luxenbourg konnte ich mit meinem Verdachte nicht lange stehen bleiben. Nachdem ich mir lange den Kopf mit Rathen zermartert hatte, schien

mir endlich die Voraussezung, d'A......t für den Dieb zu halten, die vernünftigste. Dieser, damals schon bey Madame de Luxenbourg eingenistet, konnte Mittel gefunden haben, diese Papiere durchzustöbern, und alles, was ihm anständig war, sowohl von meinen Handschriften als Briefen mitzunehmen. Sey's nun, daß er das Gestohlne benüzen wollte, mir Verdruß zu machen, oder daß er das, was ihm davon anstand, sich zueignen wollte. Ich glaubte, daß vielleicht der Titel: sinnliche Sittenlehre ihn zu der Meynung verleitet haben könnte, als würde er in meiner Handschrift den Plan eines wirklichen materialistischen Systems antreffen, welches er dann freylich so gegen mich benüzt haben würde, wie meine Leser leicht denken können. Da ich gewiß wußte, daß die würkliche Durchsicht meines Entwurfs ihn bald von seinem Irrthume belehren würde, und da ich fest entschlossen war, nicht mehr zuschreiben, kümmerte mich dieser Diebstahl wenig. Ohnehin war es nicht der erste von dieser Hand, den ich ohne Murren ertrug. *) In kurzer Zeit dachte ich eben

*) In seinen Anfangsgründen der Musik habe ich manches von demjenigen gefunden, was ich in diesem Fache für die Encyclopädie ausgearbeitet hatte,

eben so wenig mehr an diese Veruntreuung, als wenn sie gar nicht an mir wäre begangen worden, und beschäftigte mich nun mit Sammlung derjenigen Materialien, die man mir noch gelassen hatte, um meine Bekenntnusse auszuarbeiten.

Lange glaubte ich, die Genfer Geistlichkeit, oder wenigstens die Citoyens und Bourgeois dieser Stadt würden über die Verlezung des Edikts schreyen, welche in dem gegen mich erlassenen Dekrete enthalten war. Alles blieb, wenigstens äusserlich, ruhig; denn innerlich war die Unzufriedenheit allgemein und wartete nur auf einen Anlaß auszubrechen. Meine Freunde, oder diejenigen Leute, welche so sich nannten, schrieben an mich Briefe über Briefe in welchen sie mich aufforderten, daß ich mich an ihre Spize stellen

hatte, und was ihm mehrere Jahre vor Bekanntmachung seiner Anfangsgründe übergeben worden war. Ich weiß nicht, welchen Theil er an einem Buche, bettitelt: Wörterbuch der schönen Künste haben mag, aber ich habe darinnen Artikel gefunden, welche von den meinigen Wort für Wort abgeschrieben waren; und zwar lange vorher, ehe diese Artikel in der Encyclopädie abgedrukt wurden.

stellen sollte. Eine öffentliche Ehrenerklärung des Rathes könnte, meynten sie, mir gar nicht fehlen. Ich fürchtete die Entstehung von Unordnungen und Unruhen, welche durch meine Gegenwart erregt werden könnten, und gab also ihren Bitten nicht nach; Ich blieb dem Schwure, nie an einer innerlichen Zwistigkeit meines Vaterlandes Theil zu nehmen, getreu, und wollte lieber Beleidigungen auf mir liegen lassen, und mich freywillig aus meinem Vaterlande verbannen, als durch gewaltthätige und gefährliche Mittel wieder in dasselbe zurükkehren. Wahr ists, von der Bürgerschaft hatte ich gesezmässige aber ruhige Vorstellungen gegen eine Verlezung der Geseze, bey welcher alle meine Landsleute so sehr interessirt waren, erwartet! Es geschahe nichts von dieser Art. Diejenige, welche sich an die Spize der Mißvergnügten gestellt hatten, suchten nicht sowohl Vergütung des begangenen Unrechts, als vielmehr sich nothwendig zu machen. Man cabalirte, aber man war stille, und ließ die Heuchler und Andächtler, hinter welche man sich stellte, schreyen, um mich dem Pöbel verhaßt zu machen, und den Angrif gegen mich auf Rechnung des Religionseifers schreiben zu können.

Nachdem ich länger als ein Jahr gewartet hatte, ob nicht etwa Einer gegen ein so ungesezmäs-

sezmässiges Verfahren sich auflassen würde, und nachdem ich mich von meinen Mitbürgern verlassen sahe, so nahm ich endlich meine Parthie, und beschloß auf ewig meinem undankbaren Vaterlande, — wo ich nie gelebt hatte, welchem ich weder Glüksgüter noch Unterstüzung zu danken hatte, und von welchem ich, zur Vergeltung für die Ehre, welche ich ihm hatte machen wollen, einhellig auf das unwürdigste behandelt worden war (ich sage einhellig, weil die, welche hätten sprechen sollen, schwiegen) — zu entsagen. In dieser Absicht schrieb ich an den ersten dießjährigen Syndikus (wo ich nicht irre, war dieß Herr Favre) einen Brief, in welchem ich meinem Bürgerrechte feyerlich entsagte, zugleich aber übrigens jene Anständigkeit und Mässigung beobachtete, welche man in keinem derjenigen Aktenstüke, die von meinem beleidigten Stolze und der Grausamkeit meiner Feinde während meines Unglüks mir abgepreßt worden sind, vermissen wird.

Dieser Schritt öfnete endlich den Genfer-Bürgern die Augen. Sie fühlten, daß sie ihrem eigenen Nuzen entgegen gehandelt hatten, indem sie meine Vertheidigung unterliessen, und unternahmen sie jezt, nun es zu spät war. Mit der, mich betreffenden, Beschwerde verbanden sie noch andere, und sezten daraus den Stoff

mehrerer sehr gut durchdachter Vorstellungen zusammen, welche sie erweiterten und verstärkten, in dem Maasse, wie aus den abschlägigen Antworten des Rathes (welcher vom französischen Minister unterstüzt wurde) es ihnen mehr und mehr deutlich ward, daß es förmlicher Plan wäre, sie zu unterjochen. Bey Gelegenheit dieser Zänkereyen kamen verschiedene Broschüren zum Vorschein, welche nichts entschieden, biß auf Einmal die: Briefe vom Lande geschrieben erschienen. Dieses Werk war zu Gunsten des Raths mit unendlicher Kunst verfaßt, und wirklich wurde die repräsentirende Parthey auf eine Zeitlang dadurch zum Schweigen gebracht und niedergeschmettert. Dieses Stük ist ein ewiges Denkmal von den seltenen Gaben seines Verfassers, des Procureur-General C......., eines Mannes von Geist, von vieler Aufklärung, innig bekannt mit den Gesezen und der Regierungsmaschine der Republik. Siluit terra.

Die Repräsentanten erwachten endlich von ihrer Unmacht, und unternahmen es zu antworten; und man muß gestehen, daß sie, mit Hülfe der Zeit, sich noch gut genug aus der Sache zogen. Aber jedermann blikte auf mich, als auf den einzigen, der mit Hofnung des Siegs

sich

ich gegen einen solchen Gegner stellen dürfte. Ich muß bekennen, daß ich selbst so dachte, und überdieß trieben mich meine ehmalige Mitbürger an, sie in der Verlegenheit, zu welcher ich doch die gelegenheitliche Ursache gewesen war, mit meiner Feder zu unterstüzen. Ich unternahm also die Widerlegung der: Briefe vom Lande geschrieben in meinen: Briefen vom Berge geschrieben, indem ich durch diesen Titel jenen parodirte. Plan und Ausführung meines Werks machte ich so ganz geheim, daß ich, selbst bey einer Zusammenkunft mit den Häuptern der Repräsentanten in Thonon, wo wir von ihren Angelegenheiten zusammen sprachen, und wo sie mir die Skizze ihrer Antwort vorlegten, ihnen kein Wort von der meinigen sagte, welche bereits fertig lag: alles aus Furcht, der Druk möchte gehindert werden, wenn entweder die Obrigkeit oder meine besondere Feinde etwas davon erführen. Und gleichwohl vermied ich nicht, daß mein Werk in Frankreich nicht noch vor der würklichen Bekanntmachung desselben bekannt wurde; aber man wollte lieber es ungehindert herausgeben, als mich merken lassen, auf welche Art man von der Existenz desselben etwas erfahren hatte. Ich will hievon sagen, was ich hievon weiß, und das ist sehr wenig; meine Muthmassungen will ich zurük behalten.

Ich bekam in Moitiers beynahe eben so viele Besuche, als ich in der Einsiedeley und in Montmorenci bekommen hatte, aber die hiesige waren von jenen meistens sehr verschieden. Meine bisherige Besucher waren Leute gewesen, die mit mir in Absicht auf Talente, Geschmak, Grundsäze in Verhältnuß standen, die eben dieses Verhältnuß als Grund ihrer Besuche angaben, und mich bald von Anfange auf Materien zu sprechen brachten, über welche ich mich mit ihnen unterhalten konnte. In Moitiers war alles dieß ganz anders, besonders von Frankreich her. Da besuchten mich Officiere und andere Leute, welche keinen Geschmak an Wissenschaften hatten, meine Schriften nicht gelesen hatten, und gleichwohl, wie sie sagten, dreyssig, vierzig, sechzig hundert Meilen weit gereißt waren, um den hocherhabenen, den sehr berühmten, den grossen ꝛc. Mann zu sehen, zu bewundern ꝛc. Von da an begunnte man mir die unverschämteste Schmeicheleyen ins Gesicht zu sagen, vor welchen mich bisher die Achtung derer die mich besuchten, bewahrt hatte. Da die meiste dieser Leute mich nicht würdigten sich zu nennen, noch mir ihren Stand zu sagen, da ferner ihre Kenntnuß mit den meinigen nicht auf einerley Gegenstände zusammen trafen, und sie meine Werke weder durchgelesen noch durchgeblättert hatten, so wußte ich nicht,

nicht, wovon ich mit ihnen sprechen sollte. Ich wartete also, daß sie die Unterredung anspinnen würden, weil sie, nicht ich, wissen und mir sagen mußten, warum sie mich besuchten. Es ist sehr begreiflich, daß auf diese Weise unsere Unterhaltung für mich nicht sehr anziehend werden mußte, wie sehr sie's auch für sie seyn mochte, je nachdem sie etwas zu wissen verlangten. Denn, da ich ganz ohne Mistrauen war, so ließ ich ohne Rükhalt mich über alle Fragen aus, welche sie mir vorzulegen für gut fanden, und wenn sie dann weggiengen, waren sie gewöhnlich mit den einzelnsten Verhältnussen meiner Lage so bekannt, als ich selbst.

So besuchte mich zum Beyspiel Herr de Feins Stallmeister der Königinn und Hauptmann beym Cavallerie Regimente der Königinn. Dieser hatte die Standhaftigkeit mehrere Tage bey mir in Motiers zuzubringen, und sogar zu Fusse, während er sein Pferd am Zaum neben sich herführte, mich bis nach Ferriere zu begleiten, ohne daß wir beyde einen andern Vereinigungspunkt gehabt hätten, als den, daß wir beyde Mademoiselle Fel kannten, und daß wir beyde im Bilboquet spielten.

Vor und nach Herrn Feins hatte ich einen noch weit sonderbareren Besuch. Zwey Männer kamen

kamen zu Fusse an, ein jeder führte einen Maulesel, mit ihrer kleinen Reisegeräthschaft beladen; sie quartierten sich im Wirthshause ein, striegelten und fütterten ihre Maulesel eigenhändig, und liessen sich bey mir melden. Der Aufzug dieser Maulеseltreiber verkündigte Schleichhändler, und würklich lief alsobald das Gerücht, daß ich von Schleichhändlern Besuch erhielte. Aber schon die Art, wie sie mich anredeten, sagte mir, daß ich Leute von einer andern Gattung vor mir hätte; aber, wenn sie auch keine Schleichhändler waren, so konnten sie doch Abentheurer seyn, und dieser Zweifel verursachte, daß ich vorsichtig mit ihnen umgieng. Sie beruhigten mich sogleich. Der eine derselben war Herr von Montauban genannt Graf de la Tour-du-Pin, ein Edelmann aus den Dauphiné; der zweyte war, Herr Dastier von Charpentras, ein alter Soldate, der sein St. Ludwigsordenskreuz in der Tasche trug, weil er nicht Vermögen genug hatte, um es öffentlich zu tragen. Diese Herren waren beyde sehr liebenswürdig, hatten beyde viel Geist, und ihr Umgang war angenehm und anziehend, ihre Reisemethode so ganz nach meinem Geschmake und an französischen Edelleuten so ungewöhnlich, daß ich eine Art von Neigung für sie zu hegen anfieng, welche ein fortgesezter Umgang befestigen mußte. Diese Bekanntschaft hörte dabey

nicht

nicht auf, sondern dauert noch jezt fort; sie besuchten mich in der Folge noch mehreremale, wiewohl nicht mehr zu Fusse (dieß war nur für den Anfang gut); aber je öfter ich diese Herren sahe, desto weniger Gleichheit entdekte ich zwischen ihrem und meinem Geschmak, desto weniger fand ich ihre Grundsäze mit den meinigen übereinstimmend, desto weniger sie selbst mit meinen Schriften vertraut, mit einem Worte desto weniger wahre Sympathie zwischen ihnen und mir. Was wollten sie also bey mir? Weßwegen kamen sie zu mir in diesem Aufzüge? Warum blieben sie mehrere Tage? Warum kamen sie öfters wieder? Warum lag ihnen so viel daran, daß ich sie beherbergte? — Damals dachte ich nicht daran, mir diese Fragen zu machen. Seit dieser Zeit habe ich solche einigemahle bey mir selbst aufgeworfen.

Ihr zuvorkommendes Betragen rührte mich, mein Herz überließ sich ihnen ohne weiteres vernünfteln; besonders gilt dieß von Herrn Dastier, dessen offenes Gesicht mir mehr gefiel. Ich blieb sogar mit ihm in Briefwechsel, und als ich die: Briefe vom Berge wollte druken lassen, fiel mir ein mich an ihn zu wenden, um diejenige zu täuschen, welche mein Paket auf dem Wege nach Holland vermutheten. Er hatte, wahrschein-

scheinlich mit Vorbedacht, vieles von der Preßfreyheit in Avignon mit mir gesprochen; er hatte seine Dienste mir angeboten, wenn ich dort etwas wollte druken lassen; ich machte von seinem Anerbieten Gebrauch, und schikte ihm durch die Post nach und nach meine erste Hefte zu. Nachdem er sie lange genug behalten hatte, schikte er mir dieselbe wieder zurük, mit der Nachricht, daß kein Buchhändler sich damit hätte befassen wollen. So war ich dann gezwungen mich wieder an Rey zu wenden, wobey ich jedoch Sorge trug, ihm meine Hefte immer nur eins um's andere zuschiken, und jedesmal das folgende nicht eher ablaufen zu lassen, bis ich Nachricht vom Empfange des vorhergehenden hatte. Vor der wirklichen Erscheinung des Buches erfuhr ich, daß es in den Cabineten der Minister gelegen hatte, und d'Escherny von Neufchatel sprach mit mir von einem Buche vom Manne vom Berge, von welchem d'H.....k ihm mich als Verfasser genannt hätte. Ich versicherte, wie's denn auch wahr war, daß ich nie ein Buch unter diesem Titel geschrieben hätte. Als die Briefe erschienen, ward er wüthend, und beschuldigte mich einer Lüge, obwohl ich ihm die Wahrheit gesagt hatte. — So wurde ich überzeugt, daß mein Werk im Manuscript bekannt worden war. Da ich auf Rey's Gewissenhaf-

tigkeit mich verlassen konnte, so war ich genöthigt meinem Verdachte eine andere Richtung zu geben, und blieb am liebsten dabey stehen, daß meine Pakete auf der Post wäre eröfnet worden.

Eine andere Bekanntschaft, welche ich ungefähr um die nähmliche Zeit, wiewohl anfänglich nur brieflich machte, war die eines gewissen Hern L.....d von Nimes, welcher von Paris aus an mich schrieb, daß ich ihm meinen Schattenriß schiken möchte. Er brauchte denselben, sezte er hinzu, zu einer Büste von Marmor, welche er durch le Moine verfertigen liesse, um sie in seiner Bibliothek aufzustellen. Er hatte diese Schmeicheley erfunden um mich kirre zu machen; er erreichte seinen Zwek vollkommen. Ich urtheilte, daß ein Mann, der meine Büste in Marmor in seinem Büchersaale aufstellen wollte, voll von meinen Schriften, und, folglich auch, von meinen Grundsäzen seyn müßte, und daß er mich liebte, weil seine Seele mit der meinigen im Einklange stünde. Diese Vorstellung mußte nothwendig mich verführen. Ich habe in der Folge Herrn L.....d selbst gesehen, und ihn voll Eifers gefunden mir kleine Dienste zu erweisen, und sich in meine kleine Angelegenheiten zu mengen. Aber ich bin übrigens überzeugt, daß unter

der kleinen Anzahl von Büchern, welche er in seinem Leben gelesen hat, meine Schriften nicht mit begriffen sind. Ich weiß nicht, ob er eine Bibliothek hat, und ob, wenn er eine hat, dieser Hausrath für ihn von Gebrauch seyn kann. Was die Büste betrift, so ist diese nichts mehr und nichts weniger als eine armseelige Skizze von Thon von le Moine gedrechselt, auf welche er ein scheusliches Contrefait hat arbeiten lassen, welches meinen Nahmen trägt, gleich als wenn es einige Aehnlichkeit mit mir hätte.

Der einzige Franzose, welcher aus Vorliebe für meine Grundsäze und meine Schriften mich zu besuchen schien, war ein junger Officier vom Regimente Limousin, Nahmens S . . . . . r de St. B . . . . . n, welcher ehmals, vielleicht noch jezt, in Paris und in der Welt durch liebenswürdige Talente und Ansprüche auf schönen Geist geglänzt hat. Er hatte im Winter, der vor meinem Exil vorher gieng, mich in Montmorenci besucht. Ich fand an ihm eine Lebhaftigkeit des Geistes, die mir gefiel. Er schrieb mir in der Folge nach Moitiers, und, sey's nun, daß er mir eine Artigkeit damit sagen wollte, oder daß ihm wirklich mein Emil den Kopf wirbelnd gemacht hatte, benachrichtigte mich, daß er den Dienst verlassen wollte um unabhängig zu leben, und daß er das Schreinerhandwerk lernte. Sein

älterer Bruder war Hauptmann bey dem nähmlichen Regimente und besaß die ganze Vorliebe der Mutter, die eine übertriebene Andächtlerin war, und auf Einwirkung eines gewissen Abbe — Tartüffe ihren jüngern Sohn mißhandelte. Ihr Grund hiezu war der Vorwurf von Irreligion, und, vor allen Dingen, der Todsünde, welche er dadurch begieng, daß er mit mir in Verbindung stand. Dieß waren seine Beschwerden gegen seine Mutter, um welcher willen er mit ihr brechen, und den schon gemeldeten Entschluß fassen wollte: alles, um den Emil im kleinen nachzubilden. Ich erstaunte über diesen Muthwillen, und schrieb ihm eiligst, um ihn zu Aenderung seines Entschlusses zu bewegen, und legte in meine Ermahnung alle Stärke, welche ich aufbringen konnte. Ich wurde gehört. Er kehrte zu seinen Kindespflichten zurük, und ließ von seinem Obersten die Bitte um Entlassung, welche er diesem schon überreicht hatte, und wovon dieser, um ihm Zeit zu reiferem Nachdenken zu lassen, klug genug gewesen war, keinen Gebrauch zu machen, sich wieder zurükgeben. Als St. B . . . . . n von seinen Thorheiten zurükgekommen war, so begieng er eine minder anstössige, die aber eben so wenig nach meinem Geschmake war; er ward Autor. Schnell nach einander weg, gab er zwey oder drey Broschüren heraus, die zwar keinen Menschen ohne

Talente ankündigten, bey welchen ich aber gleichwohl mir nicht vorwerfen darf, ihm durch Lobsprüche Muth zu weiteren Schritten auf dieser Laufbahn gemacht zu haben.

Einige Zeit nachher besuchte er mich, und wir machten zusammen die Pilgerreise nach der Insel St. Pierre. Auf dieser Reise fand ich ihn nicht so, wie ich ihn in Montmorenci gesehen hatte. Er hatte dieses lezteremal etwas geziertes an sich, was ich nicht eigentlich zu benennen weiß, und was mir im Anfange nicht sonderlich auffiel, aber seit jener Zeit oft in's Gedächtnuß zurükgekommen ist. In der Folge besuchte er mich noch einmal im Hotel de St. Simon, als ich bey Gelegenheit meiner Reise nach Engelland durch Paris kam. Hier erfuhr ich, was er vorher mir nicht gesagt hatte, daß er grosse Gesellschaften besuchte, und öfters Madame de Luxenbourg aufwartete. Als ich in Trie war, ließ er nichts von sich hören, gab auch seiner Baase, Mademoiselle Seguier, die damals meine Nachbarin war, und mir nie sonderlich gewogen zu seyn schien, keinen Auftrag an mich. Mit Einem Worte, der Enthusiasmus des Herrn de St. B . . . . . n erlosch mit Einemmale, wie meine Verbindung mit Herrn de Feins: aber dieser hatte mir keine Verbindlichkeit, wohl

aber

aber jener, wenigstens dann, wenn die Narrheiten, von deren Begehung ich ihn zurükgehalten hatte, nicht zum Scherze von ihm vorgegeben waren: was denn aber auch nicht unmöglich wäre.

Auch von Genf bekam ich so viel oder noch mehr Besuche. Die D...c, Vater und Sohn, wählten mich einer nach dem andern zu ihrem Krankenwärter: der Vater wurde unterwegs krank; der Sohn war es schon bey der Abreise von Genf; beyde erwarteten bey mir ihre Widergenesung. Geistliche, Vetter, Kopfhänger, Quidam's aller Art kamen von Genf und aus der Schweiz, nicht wie die Besucher aus Frankreich um mich zu bewundern und durchzuhechlen, sondern um mich auszufilzen und zu catechisiren. Der einzige unter der Zahl derselben, welcher mir Vergnügen machte, war Moulton: er blieb drey oder vier Tage bey mir, und gerne hätte ich ihn länger bey mir behalten. Der standhafteste von allen, der, dessen Eigensinn unbezwinglich war, und der durch zahllose Zudringlichkeiten mich endlich unter sich brachte, war ein Herr d'J......s, Kaufmann aus Genf; er stammte von den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten ab, und war ein Vetter vom Procureur General von Neufchatel. Dieser Herr d'J......s kam jährlich

zweymal von Genf nach Moitiers, einzig um mich zu besuchen. Da blieb er dann mehrere Tage nach einander vom Morgen biß an den Abend bey mir, nahm Theil an meinen Spaziergängen, brachte mir tausend kleine Geschenke, drang mir, ich mochte nun wohl oder übel wollen, mein Vertrauen ab, mischte sich in alle meine Angelegenheiten; und dieß alles that er, ohne daß zwischen mir und ihm die mindeste Gemeinschaft von Ideen, Neigungen, Empfindungen, Kenntnussen statt gefunden hätte. Ich zweifle, ob er in seinem ganzen Leben irgend Ein Buch ganz gelesen habe, und ob er wisse, wovon meine Schriften handlen. Wenn ich anfieng Kräuter zu suchen, folgte er mir in meinen botanischen Gängen, ohne daß er weder Geschmak an diesem Zeitvertreibe, noch daß er mir, noch ich ihm, etwas zu sagen gehabt hätte. Er hatte sogar den Muth drey ganze lange Tage unter vier Augen mit mir in einem Wirthshause in Goumoins, wo ich geglaubt hatte, ihn durch unaufhörliche Langeweile verjagen und ihm zeigen zu können, wie viel Langeweile er mir verursache, zu bleiben. Aber alles war vergebens. Nie konnte ich seine unglaubliche Standhaftigkeit wankend machen, noch den Grund derselben finden.

Unter allen diesen Verbindungen, welche ich gezwungen knüpfte, und unterhielt, darf ich die

ein-

einzige mir angenehme nicht vergessen, an welcher mein Herz wahren Antheil nahm. Dieß war ein junger Ungar, der sich in Neufchatel niederließ, und von da, einige Monate nach meiner Ankunft, nach Moitiers zog. Man nannte ihn im Lande den Baron von Sauttern: unter diesem Nahmen war er von Zürch aus empfohlen worden. Er war groß, wohl gewachsen, von angenehmer Gesichtsbildung, im Umgange verbindlich und sanft. Er sagte jedermann und gab mir selbst es zu verstehen, daß er einzig wegen meiner, und um durch meinen Umgang seine Jugend zur Tugend zu bilden, nach Neufschatel gekommen wäre. Seine Gesichtsbildung, sein Ton, seine Manieren schienen mir mit seinen Reden übereinzustimmen, und ich würde geglaubt haben, eine der ersten Pflichten zu verabsäumen, wenn ich einen jungen Mann, an welchem ich lauter liebenswürdige Eigenschaften erblikte, und welcher aus einem so achtungswerthen Beweggrunde sich an mich wandte, zurükwiese. Mein Herz öfnet sich nicht halb. Nicht lange, so besaß er meine ganze Freundschaft, mein ganzes Vertrauen; wir wurden unzertrennlich. Er begleitete mich auf allen meinen Fußreisen, er fand Geschmak daran. Ich führte ihn bey Mylord Marschall ein, der ihm tausend Artigkeiten erwieß. Da er des Französischen noch nicht mäch-

tig war, so redete und schrieb er lateinisch mit mir und an mich, ich antwortete ihm französisch, und dieses Gemisch von zwoen Sprachen machte unsere Unterhaltung weder weniger geläufig, noch in jeder Rüksicht weniger lebhaft. Er sprach mit mir von seiner Familie, seinen Angelegenheiten, seinen Begebenheiten, vom Wiener Hofe, dessen innere Verhältnusse er ziemlich gut zu kennen schien. Mit Einem Wort! in einem Zeitraum von zwey Jahren, welche wir in der innigsten Vertraulichkeit zusammen zubrachten, fand ich an ihm eine, jede Probe aushaltende, Sanftheit des Charakters, nicht nur ehrbare sondern auch feine Sitten, eine über seine ganze Person verbreitete Reinlichkeit, in allen seinen Reden die möglichste Anständigkeit, und überhaupt alle Kennzeichen eines Mannes von guter Herkunft, die ihm meine Achtung in zu hohem Grade erwarben, als daß sie ihm nicht auch meine Liebe hätten gewinnen sollen.

Als unsere Verbindung am engsten war, schrieb mir d'J.......s von Genf: ich möchte mich vor dem jungen Ungarn, der sich bey mir niedergelassen hätte, in Acht nehmen; er wäre versichert worden, daß er ein Spion wäre, den das französische Ministerium mir zugegeben hätte. Diese Nachricht mußte für mich um so beunru-

higen.

hitzender seyn, da in dem Lande, wo ich gegenwärtig wohnte, jedermann mich warnte, daß man auf mich laure, und mich auf französisches Gebiet zu loken suche, um mir dort übel mitzuspielen.

Um diesen einfältigen Benachrichtigern mit Einemmahle den Mund zu stopfen, schlug ich Sauttern, ohne ihn vorher etwas merken zu lassen, einen Spaziergang zu Fusse nach Pontarlier vor; er willigte ein. Als wir dort angekommen waren, gab ich ihm d'J......s Brief zu lesen, und dann umarmte ich ihn mit Wärme: „Sauttern“ sagte ich, „bedarf keines „Beweises meines Zutrauens, aber das Publikum bedarf eines solchen; dieses muß wissen, „daß ich mit meinem Herzen nicht leichtsinnig „spiele.“ Diese Umarmung war sehr süß: es lag ein Vergnügen in derselben, was die Verfolger nicht kennen, und was sie den Unterdrükten nicht zu rauben vermögen.

Ich werde nie glauben, daß Sauttern ein Spion war, noch daß er mich verrathen habe; aber hintergangen hat er mich. Während ich mein Herz ohne Rükhalt gegen ihn ausleerte, hatte er den Muth, mir das seinige ununterbrochen zu verschliessen, und mir Lügen aufzuhef-

 ten,

ten. Er flikte für mich ein Histörchen zusammen, woraus ich schloß, daß seine Gegenwart in seinem Vaterlande nothwendig wäre. Ich rieth ihm, aufs schnellste abzureisen; er gieng, und als ich ihn lange in Ungarn glaubte, vernahm ich, daß er in Strasburg wäre. Es war nicht das erstemahl, daß er sich dort aufhielt. Er hatte dort den Frieden eines Hauses gestört: der Ehemann wußte, daß ich mit ihm umgienge, und hatte an mich geschrieben. Ich hatte hierauf mein möglichstes gethan, die junge Frau zur Tugend und Sauttern zu seiner Pflicht zurükzubringen.

Als ich die beyde längst von einander loß gemacht zu haben glaubte, waren sie wieder beysammen, und der Ehemann hatte die Gefälligkeit den jungen Mann wieder zu sich ins Hauß zu nehmen; von nun an hatte ich nichts mehr zu sagen. Ich erfuhr, daß der vorgebliche Baron mich mit einem Schwall von Lügen hintergangen hatte. Er hieß nicht Sauttern, sondern Sautersheim. Was den Baronentitel betraf, welchen man in der Schweiz ihm gab, so konnte ich ihm diesen nicht vorwerfen, weil er ihn nie angenommen hatte; aber ich zweifle nicht, daß er von gutem Adel gewesen ist. Wenigstens hielt und behandelte ihn Mylord Marschall,

schall, der sich auf Menschenkenntnuß verstand, und in Ungarn gewesen war, immer für einen Edelmann.

Bald nach seiner Abreise, gab die Magd im Wirthshause in Moitiers, wo er gespeißt hatte, sich als schwanger von ihm an. Die gefallene Unschuld war solch' ein garstiger Wischlumpen, und Sauttern, der um seiner Aufführung und artigen Sitten willen, allgemein geachtet war, that sich insbesondere soviel auf Reinlichkeit zu gut, daß diese Ungezogenheit jedermann empörte. Die liebenswürdigste Frauenzimmer des Landes, welche fruchtloß ihre Liebreize an ihm verschwendet hatten, waren wüthend; ich selbst kannte mich vor Unwillen nicht mehr. Ich wendete alles an, daß das unverschämte Mensch festgenommen würde, und erbot mich, alle Kosten zu tragen, und mich für Sautersheim zu verbürgen. In der festen Ueberzeugung, daß die Dirne nicht nur nicht von ihm, sondern überhaupt gar nicht schwanger seye, und daß der ganze Vorfall ein ihm von seinen und meinen Feinden gespielter Streich seye, schrieb ich an ihn. Ich verlangte, er sollte in's Land zurükkommen und durch seine Gegenwart dem lüderlichen Menschen und ihren Aufstiftern den Mund stopfen. Seine nachgiebige Antwort machte mich staunen. Er schrieb an

den Pfarrer, unter dessen Sprengel die Dirne gehörte, und brachte es soweit, daß die Sache einschlief. Als ich dieß sahe, bemengte ich mich nicht weiter mit dieser Angelegenheit, indem ich erstaunte, daß dieser von niedriger Lust so berauschte Mensch zugleich so viel Herrschaft über sich behalten habe, daß selbst bey der engsten Vertraulichkeit zwischen ihm und mir kein Verdacht in meinem Herzen aufsteigen konnte.

Von Strasburg gieng Sautersheim nach Paris, um dort sein Glük zu suchen; aber er fand nichts als Elend. Er schrieb mir sein Sündenbekenntnuß. Mein Eingeweide empörte sich, wenn ich an unsere alte Freundschaft zurükdachte; ich schikte ihm einiges Geld. Als ich im folgenden Jahre durch Paris kam, fand ich ihn ungefähr noch im nähmlichen Zustande; aber zugleich als vertrauten Freund des Herrn L.....d, ohne daß ich erfahren konnte, ob diese Bekanntschaft alt oder neu wäre. Zwey Jahre später gieng Sautersheim nach Strasburg zurük, von wo er mir schrieb und wo er starb. — Dieß ist die Geschichte unserer Verbindung im Umrisse, und alles was ich von seinen Begebenheiten weiß. Ich weine über das Schiksal des unglüklichen Jünglings, aber ich glaube immer, daß er von guter Herkunft war,

und

und daß seine unordentliche Lebensart Wirkung der Lage ist, in welcher er sich befunden hat.

Dieß war der Zuwachs von neuen Verbindungen und Bekanntschaften, welchen ich in Moitiers erhielt. Ach um alles zu ersezen, was ich um die nähmliche Zeit verlohr, hätten die neue den ältern an Werth gleichkommen müssen!

Mein erster Verlust war Herr von Luxenbourg. Lange war er von den Aerzten gemartert worden, und ward endlich ihr Opfer, nachdem sie ihn im Podagra, welches sie verkannten und für eine heilbare Krankheit hielten, behandelt hatten.

Wenn ich mich auf die Erzählung verlassen kan, welche La Roche, der Vertraute der Frau Marschallin, mir hievon schriftlich machte, so ist die Geschichte des Herrn von Luxenbourg ein eben so schröckliches als merkwürdiges Beyspiel von dem Elende der Grösse.

Der Verlust des guten Herrn war mir um so schmerzlicher, da er mein einziger wahrer Freund in Frankreich gewesen war. Die unbeschreibliche Sanftheit seines Charakters hatte mich seinen Rang ganz vergessen lassen, und ich hatte an ihm wie an einem Manne meines Standes gehangen. Unsere Verbindung hatte mit meiner

Ab-

Abreise nicht aufgehört, sondern er hatte mir nach wie vor geschrieben.

Jedoch glaubte ich zu bemerken, daß meine Abwesenheit, oder auch mein Unglük seine Neigung gegen mich erkalten machte. Es ist immerhin für einen Hofmann schwer, einem Manne, der in die Ungnade der Mächtigen gefallen ist, seine Neigung nicht zu entziehen. Ueberdieß glaubte ich, daß der grosse Einfluß, welchen die Frau Marschallin auf ihren Gemahl hatte, mir nicht günstig wäre, und daß sie meine Entfernung benüzt hätte, um mir bey ihm zu schaden. Sie wenigstens verbarg, einige gezierte Freundschaftsversicherungen abgerechnet, welche noch überdieß immer seltener wurden, von Tag zu Tage die Aenderung ihrer Gesinnung gegen mich weniger. Vier oder fünfmale schrieb sie mir in die Schweiz von einer Zeit zur andern, und später hin hörte sie ganz auf, an mich zu schreiben. Es war all' mein gutes Vorurtheil, was ich für sie hatte, all' mein Zutrauen, all' meine Verblendung in welcher ich damals noch war, nöthig, um ihr Betragen gegen mich nicht noch mehr als kalt zu finden.

Der Buchhändler Guy, Handlungsgesellschafter des Duchesne, welcher nach meiner

Zeit

Zeit öfters in's Hotel de Luxenbourg kam, schrieb mir, daß ich im Testamente des Marschalls bedacht wäre. Ich hielt dieses für sehr natürlich und die Nachricht davon für sehr glaublich. Ich überlegte deßwegen bey mir selbst, wie ich mich in Rüksicht auf diese Vermächtnusse benehmen sollte. Alles wohl überlegt, beschloß ich alles, was es auch seyn möchte, anzunehmen, und dem rechtschaffenen Manne, der in einem Stande, in welchen die Freundschaft so selten sich verliehrt, mein wahrer Freund gewesen war, diese Ehre zu erweisen. Ich wurde dieser Pflicht überhoben, weil ich nachher nichts mehr von diesem Vermächtnusse hörte, von welchem ich nicht weiß, ob es gegründet oder ungegründet war; und in der That würde es mich ohnehin in die Verlegenheit gesezt haben, einem Hauptgrundsaze meiner Moral dadurch entgegen handlen zu müssen, daß ich einigen Nuzen von dem Tode meines Freundes zöge. — Während der lezten Krankheit unsers Freundes Mussard, that Lenieps mir den Vorschlag, die dankbare Stimmung des Kranken, in welche er durch unsere Sorgfalt um ihn versezt worden war, zu benüzen, und ihn zu einigen Verfügungen zu unsern Gunsten zu bringen. „Ach! lieber Lenieps," sagte ich, „lassen Sie uns nicht durch eigennüzige Gedanken die traurige aber heilige Pflichten, welche

„wir

„wir unserm sterbenden Freunde erweisen, ent„weihen! Ich hoffe niemals in dem Testamente „irgend eines Menschen, geschweige in dem eines „meiner Freunde, zu stehen.“— Ungefähr um diese Zeit sprach Mylord Marschall mit mir von dem seinigen, und was er in demselben für mich zu thun Willens wäre; ich antwortete ihm, wie ich schon oben in meinem ersten Theile erzählt habe.

Mein zweyter, noch empfindlicherer und unersezlicherer Verlust war, daß das beste Weib und die beste Mutter mir entrissen wurde. Das Gewicht ihres Alters, und mehr noch ihrer Schwächlichkeit und ihres Elendes drükte sie nieder, und sie verließ dieses Thränenthal, um es mit dem Aufenthalte der Frommen zu verwechseln, wo das süsse Andenken an das Gute, was man hienieden gethan hat, zum ewigen Lohne desselben wird. Gehe sanfte wohlthätige Seele, zu den Fenelons, den Bernex, den Catinat's, und denen, welche, wie diese, in einem niedrigeren Stande ihre Herzen der wahren Liebe geöfnet haben! Gehe hin, und geniesse die süsse Frucht der Deinigen, und bereite Deinem Zöglinge den Plaz, welchen er einst neben Dir einzunehmen hoft! Glüklich warst Du in Deinem Unglüke, daß der Himmel Dein Leiden endigte, ehe Du das gräßliche Schauspiel der meinigen sehen konntest!

test! — Weil ich sie durch Erzählung meiner ersten Unglüksfälle zu betrüben fürchtete, so hatte ich seit meiner Ankunft in der Schweiz ihr nicht mehr geschrieben: aber an Herrn de Conzie schrieb ich, um Nachricht von ihr zu bekommen. Durch ihn erfuhr ich, daß sie aufgehört hätte, die Leidende zu trösten und selbst zu leiden. Bald werde auch ich zu leiden aufhören; aber wenn ich nicht hofte, sie in jenem Leben wieder zu sehen, so würde meine schwache Einbildungskraft das Glük, welches ich mir dort verspreche, sich nur halb vollkommen denken können.

Mein dritter und lezter Verlust (denn von da an hatte ich keine Freunde mehr zu verliehren) war Mylord Marschall. Er starb nicht, aber er war's müde, Undankbaren zu dienen und verließ Neufchatel, und seither habe ich ihn nicht wieder gesehen. Er lebt, und wird wie ich hoffe, mich überleben: er lebt, und Dank ihm! nicht alle Bande, welche mich an Menschen knüpfen, sind zerrissen, es lebt auf Erden noch ein Mann, der meiner Freundschaft werth ist. — Der wahre Werth der Freundschaft besteht doch mehr in der Empfindung die man fühlt, als als in der, die man einflößt. — Aber ich entbehre der seeligen Empfindung, welche seine Zuneigung mir gewährte, und kan ihn nur noch in die

die Classe derer sezen, welche ich noch liebe, mit welchen ich aber in keiner Verbindung mehr stehe. Er gieng nach Engelland, um sich vom Könige begnadigen zu lassen, und seine ehedessen eingezogene Güter wieder einzulösen. Wir trennten uns nicht ohne Entwürfe zu machen, wie wir wieder zusammen kommen wollten; er schien mit diesen Vorsäzen sich eben so gerne zu beschäftigen, als ich. Er wollte sein Schloß Keith-Hall nahe bey Aberdem bewohnen, und dahin sollte ich ihm folgen; aber diese Hofnung war für mich zu groß, als daß ich die Erfüllung derselben hätte hoffen dürfen. Er blieb nicht in Schottland. Die zärtliche Bitten des Königs von Preussen riefen ihn nach Berlin zurük, und bald wird man sehen, warum ich nicht dorthin zu ihm kommen konnte.

Weil er das gegen mich aufsteigende Ungewitter in der Ferne erblikte, so schikte er mir aus freyer Bewegung einen Naturalisationsbrief zu, welcher mich gegen Verjagung aus dem Lande sichern sollte. Die Gemeinde Couvet im Val de Travers ahmte das Beyspiel des Gouverneurs nach, und gab mir unentgeldlich, wie auch jener gewesen war, das Recht eines Gemeinde-Mitglieds. Nun ich würklicher Bürger im Lande war, war ich vor jeder gesezmässigen Vertreibung sicher, selbst gegen den Fürsten sicher: aber frey-

lich

lich konnte derjenige unter den Menschen, welchem mehr als allen anderen die Geseze von jeher heilig gewesen sind, nicht auf gesezmässige Art verfolgt werden. — Den Abbe' Mably glaubte ich nicht unter die Zahl derjenigen Personen rechnen zu müssen, welche ich verlohren habe. Da ich bey seinem Bruder gewohnt hatte, war ich freylich in einiger Verbindung mit ihm gewesen; aber diese war nie innig, und ich habe sogar Ursache zu glauben, daß seine Gesinnungen gegen mich sich verändert haben, seit ich berühmter als er geworden war. Aber bey Erscheinung der Briefe vom Berge erhielt ich das erste Zeichen seiner bösen Gesinnung gegen mich. In Genf lief ein Brief an Madame Saladin herum, welchen man ihm zuschrieb, und in welchem von meinem Werke, als von dem aufrührerischen Geschrey eines zügellosen Demagogen, gesprochen war.

Meine Achtung gegen den Abbe' de Mably und die Hochschäzung seiner Einsichten erlaubten mir nicht einen Augenblik diesen tollen Brief für ein Produkt seiner Feder zu halten. Ich folgte nun den Eingebungen meiner Freymüthigkeit. Ich schikte ihm eine Abschrift dieses Briefes und meldete ihm zugleich, daß er ihm zugeschrieben würde. Er antwortete mir nicht. Sein Still-

schweigen machte mich staunen; aber man denke sich meine Ueberraschung, als ich von Madame de C.........x vernahm, daß der Brief allerdings vom Abbe' wäre, und daß der meinige ihn in nicht geringe Verlegenheit gesezt hätte! Und würklich, wie konnte er, bey dem mindesten Antheile von Vernunft, einen auffallenden, öffentlich, mit frohem Muthe, ohne Noth, — einzig um vollends alle mögliche Last des Unglüks auf einen Mann zu wälzen, dem er immer Wohlwollen bezeugt hatte, nnd der dieses nie verscherzt hatte, — gethanen Schritt entschuldigen. Nach einiger Zeit erscheinen die Gespräche des Phocion, eine Zusammenstoplung aus meinen Schriften ohne Rükhalt und Schaam gemacht.

Bey Lesung dieses Buchs fühlte ich, daß der Verfasser seine Parthey in Hinsicht meiner genommen hatte, und daß er von nun an mein unversöhnlichster Feind seyn würde. Ich glaube daß er mir weder den Contract social, weil dieser zu weit über seine Kräfte war, nach den ewigen Frieden vergeben hat; und daß er einen Auszug aus den Werken des Abbe' de St. Pierre nur verlangt hat, weil er hofte, ich würde ihn schlecht machen.

Je weiter ich in meiner Erzählung fortschreite, desto weniger bin ich im Stande, Ordnung

und

und Zeitfolge zu beobachten. Die Unruhe meines übrigen Lebens ließ den Begebenheiten keine Zeit, sich in meinem Kopfe zu ordnen. Sie sind zu zahlreich, zu vermengt, zu unangenehm, als daß ich sie ohne Verwirrung erzählen könnte. Die einzige hervorstechende Empfindung, welche sie in mir zurükgelassen haben, ist die des gräßlichen Geheimnusses, was ihre Ursache verhüllt, und des bedaurenswürdigen Zustandes, in welchen sie mich versezt haben. Meine Erzählung kann also nur aufs ungefähre hin, und so, wie mir etwas wieder beyfällt, fortschreiten. Ich erinnere mich, um die Zeit, von welcher ich hier spreche, da ich gerade ganz mit meinen Bekenntnussen beschäftiget war, mit jedermann von dieser Arbeit, (unvorsichtig genug) gesprochen zu haben; weil mir's nicht einfiel, daß irgend jemand weder Interesse noch Willen noch Macht hätte, meine Unternehmung zu hindern; und wenn ich es geglaubt hätte, so würde ich dennoch nicht vorsichtiger gewesen seyn, weil es mir nach meinem Naturell gänzlich unmöglich ist, das Geringste von meinen Gedanken oder meinen Gefühlen zurükzuhalten. Die Bekanntwerdung meines Unternehmens war, so viel ich urtheilen kann, die wahre Ursache des Ungewitters, welches man gegen mich erregte um mich aus der Schweiz zu vertreiben, und mich in die Hände

von Leuten zu liefern, welche mich an der Ausführung hindern sollten.

Noch ein anderes Unternehmen hatte ich im Sinne, was gleichwohl von denen, welche das erstere fürchteten, nicht mit gleichgültigern Augen angesehen wurde: dieß war die Herausgabe einer vollständigen Sammlung meiner Schriften. Ich hielt eine solche Sammlung für nothwendig, damit das Publikum endlich einmal unterrichtet würde, welche derjenigen Schriften, die meinen Nahmen trugen, wirklich von mir wären, und damit es die ächte von denjenigen unterscheiden könnte, welche meine Feinde mir zuschreiben, um mir Credit und Ehre zu rauben. Ueberdieß war diese Ausgabe ein einfaches und ehrliches Mittel mir für die Zukunft mein Auskommen zu sichern, und war das einzige zu diesem Zweke; denn weitere Bücher wollte ich überhaupt nicht schreiben, meine Lebensgeschichte konnte bey meinen Lebzeiten nicht erscheinen, keinen Heller verdiente ich auf andere Weise, hingegen brauchte ich unaufhörlich Geld und sahe meine Hülfsquellen erschöpft, sobald der Ertrag meiner lezten Schriften aufgebraucht seyn würde. Deßwegen hatte ich auch mein musikalisches Wörterbuch noch unausgearbeitet hingeben müssen. Ich hatte dafür hundert Louisdore baar und hundert Thaler

ler in Leibrenten bekommen; aber die hundert Louisdore konnten wohl bey mir, der ich jährlich deren mehr als sechszig brauchte, nicht weit reichen, und hundert Thaler jährliche Renten waren so viel, wie nichts für einen Mann, auf den die Bettler mit ganzen und zerrissenen Röken wie die Staaren einstürzten.

In Neufchatel that sich eine Gesellschaft Kaufleute zusammen, welche die Herausgabe meiner sämtlichen Werke unternehmen wollte, und ein Druker oder Buchhändler von Lyon, Nahmens Reguillat, stellte, ich weiß nicht genau, wie er dazu kam, sich an ihre Spize um die Unternehmung zu dirigiren. Der Contrakt wurde auf einen für mich vortheilhaften Fuß geschlossen, so daß dadurch mein Zwek hinlänglich erfüllt war. Ich hatte sowohl an gedrukten als handschriftlichen Aufsäzen hinlänglichen Vorrath um sechs Quartbände zu füllen; die Oberaufsicht über die Herausgabe übernahm ich. Für alles dieß sollte ich eine jährliche Pension von sechszehenhundert französischen Pfunden auf Lebenslang, und tausend französische Thaler einmal für allemal baar bezahlt erhalten.

Der Contrakt war geschlossen, aber noch nicht unterzeichnet, als die Briefe vom Berge erschie-

schienen. Der schrökliche Aufruhr, welcher gegen dieses höllische Werk und gegen seinen abscheulichen Beafasser entstand, schrekte die Gesellschaft der Unternehmer zurük und das Unternehmen scheiterte. Ich würde die Würkung dieses Werkes mit der vergleichen, welche mein Brief über die französische Musik hatte, wenn dieser leztere bey all' dem Hasse, welchem er mich aussezte, mir nicht doch wenigstens noch meine Achtung und meinen guten Nahmen gelassen hätte. Aber nach den Briefen schien man in Genf und B......... zu erstaunen, daß ein Ungeheuer, wie ich, noch athmete. Der kleine Rath, aufgehezt durch den R......en von F.......ch und unter der Anführung des Procureur General, ließ über mein Werk eine Erklärung ausgehen, in welcher mit den härtesten Ausdrüken gesagt war, daß meine Schrift nicht würdig wäre, vom Henker verbrannt zu werden; und worinnen am Ende noch mit lächerlichen Künsteleyen hinzugesezt war, daß man, ohne sich zu entehren, nicht darauf antworten, noch sogar derselben erwähnen könne. Gerne schriebe ich hier dieses merkwürdige Stük ab; aber unglüklicher Weise besize ich es nicht, und erinnere mich keines einzelnen Wortes desselben. Nichts wünsche ich so sehr, als daß einer meiner Leser, beseelt von Liebe zur Wahrheit und Billigkeit, die Briefe vom

Berge

Berge ganz lesen möge: gewiß wird dieser die, ich darf es sagen, stoische Mässigung, welche in diesem Werke durchhin sichtbar ist, und gegen die empfindliche und grausame Kränkungen, welche man so eben mir um die Wette zugefügt hatte, sonderbar genug absticht, fühlen. Aber da sie auf Schelten und Schimpfen nicht antworten konnten, weil in meinem Buche nicht gescholten und geschimpft ist, noch auf die Gründe, weil Vernunft und Wahrheit immer unüberwindlich sind; so stellten sie sich, als ob der Unwillen die Antwort in ihnen erstikte. Wahr ists, wenn unwiderlegliche Gründe Injurien sind, so durften sie allerdings sich sehr beleidigt fühlen.

Die Repräsentanten beschwerten sich sogar nicht über diese verhaßte Erklärung, daß sie vielmehr ihr Betragen derselben gemäß einrichteten. Statt, daß sie mein Buch, dessen sie sich gleichwohl heimlich als Schildes bedienten, als Siegeszeichen hätten aufstellen sollen, waren sie so niederträchtig meinem Werke weder Ehre noch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, es nicht anzuführen, nicht zu nennen, ungeachtet es für ihre Vertheidigung und auf ihr Bitten geschrieben worden war, ungeachtet sie alle ihre Argumente stillschweigend aus demselben zogen, und ungeachtet sie der genauen Befolgung meines am Ende

des Werkes gegebenen Raths ihr Glük und ihren Sieg zu danken hatten. Sie hatten mirs zur Pflicht gemacht zu schreiben; ich hatte diese Pflicht erfüllt und meinem Vaterlande und ihrer Sache bis ans Ende gedient. Ich hatte sie gebeten, in ihren Streitigkeiten keine Rüksicht auf mich, sondern einzig auf sich selbst zu nehmen. Sie nahmen mich beym Worte, und nun mengte ich mich nicht weiter in ihre Angelegenheiten als in so ferne, daß ich sie ohne Unterlaß zum Frieden ermahnte, weil ich immer fürchtete, daß sie bey weiterer Hartnäkigkeit von Frankreich niedergetretten werden würden. Dieß ist nicht geschehen; ich begreife, warum? aber hier ist nicht der Ort es zu sagen.

In Neufchatel war anfänglich bey Erscheinung der Briefe vom Berge alles ziemlich ruhig. Ich schikte ein Exemplar davon an Herrn de Montmollin; er nahm es gut auf und las es, ohne mir eine Einwendung dagegen zu machen. Er war, so wie ich, damals krank; als er wieder hergestellt war, besuchte er mich freundschaftlich und sprach nichts davon. Indessen begunnte das Gemurmel sich zu erheben; man verbrannte mein Buch, ich weiß nicht mehr wo? von Genf, von Bern, von Versailles vielleicht, verbreitete sich die Flamme

weiter nach Neufchatel und überhaupt in's Val de Travers, wo selbst, ehe die Classe öffentlich dagegen aufgestanden war, man angefangen hatte das Volk durch heimliche Künste aufzuwiegeln. Ich darf wohl sagen, daß ich verdient hätte, vom Volke dieses Landes geliebt zu werden, so wie ich's bisher überall, wo ich mich aufgehalten habe, gewesen bin. Ich theilte mit vollen Händen Allmosen aus; ließ in meinem Kreise keinem Dürftigen ohne Unterstüzung, versagte keinen Menschen einen Dienst, welchen zu leisten mir meine Kräfte, und die Billigkeit erlaubten; war, vielleicht nur zu sehr, mit jedermann vertraut, und begab mich aller meiner Uebermacht, welche vielleicht mir Neid hätte zuziehen können. Aber alles dieß hinderte nicht, daß der Pöbel, ich weiß nicht von wem? heimlich aufgeregt, stuffenweise bis zur Wuth gegen mich aufgebracht wurde, daß er mich bey hellem Tage nicht allein auf dem Felde und unterwegs, sondern sogar auf öffentlicher Gasse mißhandelte. Diejenige, welchen ich am meisten Gutes gethan hatte, waren die am meisten erbitterte, selbst diejenige, welche ich noch gegenwärtig unterstüzte, traten zwar nicht öffentlich gegen mich auf, aber hezten die übrige und schienen auf diese Art sich für die Demüthigung, mir verbindlich seyn zu müssen, rächen zu wollen. Montmollin schien

nichts zu sehen, und zeigte sich noch nicht. Als aber die gewöhnliche Zeit des Nachtmahls herannahete, kam er zu mir, und gab mir den Rath, ich möchte nicht bey Gottes Tische erscheinen, versicherte aber mich zugleich, daß er nichts gegen mich einzuwenden hätte, und daß er mich in Ruhe lassen würde. Ich fand dieß Compliment sonderbar; mir fiel der Brief der Madame de B......s wieder ein und ich konnte nicht begreifen, wem daran gelegen seyn könnte, ob ich zum Nachtmahl gienge oder nicht? Weil ich Nachgiebigkeit hier für Feigheit hielt, und überdieß dem Pöbel keinen neuen Vorwand geben wollte, mich für gottloß auszuschreyen, so schlug ich dem Pfarrer seine Bitte rund ab. Er gieng hierauf unzufrieden weg, und gab mir zu verstehen, daß ich meinen Entschluß bereuen würde.

Er konnte aus eigener Macht mich vom Abendmahle nicht ausschliessen: es war hiezu ein ein Consistorialbefehl nothwendig, und solange dieser nicht ergangen war, durfte ich kek bey der Communion mich einfinden, ohne Zurükweisung befürchten zu müssen. Montmollin ließ sich von der Classe in Neufchatel den Auftrag geben, mich vors Consistorium zu berufen, damit ich dort von meinem Glauben Red' und Antwort geben möchte; erschien ich nicht, so war er befehligt mich

vom Nachtmahle auszuschliessen. Eigentlich konnte dieses leztere freylich nur vom Consistorium und durch die Mehrheit der Stimmen geschehen. Aber die Bauren, welche unter dem Titel von Kirchenältesten diese Versammlung ausmachten, hatten ihren Pfarrer zum Vorsizer, und wurden, wie man leicht begreift, von ihm regiert, durften also auch keiner andern Meynung, als der seinigen, seyn, besonders wenn von theologischen Materien die Frage vor, von welchen sie noch weniger als er verstanden. Ich wurde also vorgefordert und beschloß zu erscheinen.

Wie glüklich würde ich, und wie vollkommen würde mein Triumph gewesen seyn, wenn ich hier hätte reden können, wenn ich, um mich so auszudrüken, meine Feder in meinem Munde gehabt hätte. Mit welcher Uebermacht, mit welcher Leichtigkeit hätte ich dann wollen diesen armen Pfarrer in der Mitte seiner sechs Bauren niederwerfen. Herrschsucht hatte die protestantische Geistlichkeit aller Grundsäze der Reformation vergessen gemacht; brauchte es nun mehr als sie d a r a n zu erinnern, um sie zum Schweigen zu bringen? als meine erste B r i e f e v o m B e r g e, über welche sie dummdreist genug waren, mich zur Rede stellen zu wollen, — als diese ihnen zu erklären? Mein Text war gegeben, nun

fehlte

fehlte nur noch die Predigt darüber, und der arme Mann war verlohren. Ich wäre nicht so dumm gewesen, mich nur zu vertheidigen; es war mir sehr leicht, selbst angreifender Theil zu werden, ohne daß er es bemerkte, und ohne daß er sich dessen erwehren konnte. Die Pfaffen, welche die Classe ausmachten, ein eben so unbesonnener als unwissender Haufen hatten mich selbst in die günstige Lage versezt, welche ich nur immer wünschen konnte, um sie ganz nach Lust niederzutretten. Aber! — ich mußte sprechen, mußte iezt sogleich sprechen, mußte schnell und im Augenblike, da ich derselben bedurfte, Wendungen, Worte finden, durfte nie die Gegenwart des Geistes verliehren, mußte immer kalt bleiben, keinen Augenblik in Verwirrung gerathen! Was konnte ich von mir selbst in diesem Falle erwarten, ich, der so gut meine Unfähigkeit zu Inpromtu's jeder Art fühlte. Ich war in Genf vor einer mir ganz günstigen, zur Billigung alles dessen, was ich sagen würde, vorläufig entschlossenen Versammlung in's demüthigendste Stillschweigen verfallen. Hier war ganz das Gegentheil von jener Lage, ich hatte mit einem Lärmenmacher zu thun, der, statt mit Wissenschaft, mit List sich gewafnet hatte, der mir eher hundert Fallen legen konnte, ehe ich ihm eine einzige legte, und der entschlossen war mich schuldig zu finden, es

möchte auch kosten, was es wollte. Je mehr ich meine Lage überdachte, desto gefährlicher fand ich sie, und da ich mir nicht zutraute, mich mit Vortheile aus derselben ziehen zu können, so dachte ich auf ein anderes Auskunfsmittel. Ich dachte auf eine Rede, welche ich vor dem Consistorium ablegen, und in welcher ich beweisen wollte, daß ich nicht schuldig wäre mich vor demselben zu stellen, und auf die vorgelegte Fragen zu antworten: dieß war nicht schwer. Ich schrieb meine Rede auf, und fieng mit einem Eifer ohne Gleichen an, sie auswendig zu lernen. Therese spottete meiner, als sie mich immer die nähmliche Stellen hermurmeln und wiederhohlen hörte, und mein Bestreben sahe, mir sie in den Kopf zu pfropfen. Ich hofte endlich meine Rede ohne Anstoß hersagen zu können; ich wußte, daß der Castellan, als fürstlicher Bevollmächtigter mit im Consistorium sizen würde, daß, ungeachtet der Schleichwege, die Montmollin eingeschlagen und des Weines, den er daran gespendet hatte, um die übrigen Beysizer auf seine Seite zu bringen, der grösseste Theil der Aeltesten mir gewogen waren; ich hatte die Vernunft, die Wahrheit, die Gerechtigkeit, den Schuz des Königes, das Ansehen des Staatsrathes, die Wünsche aller braven Patrioten, — welchen die Einführung eines geistlichen Inquisitions-Gericht nicht gleich.

gleichgültig seyn konnte, — für mich, und alles dieß machte mir Muth.

Am Abende vor dem angesezten Tage, konnte ich meine Rede auswendig; ich sagte ohne anzu-stossen, sie her. Die ganze Nacht über übte ich mich, sie meinem Kopfe vollends einzuprägen; am Morgen konnte ich sie nicht mehr; bey jedem Worte stokte ich, ich glaubte schon mich vor der hochansehnlichen Versammlung stehend, wurde verwirrt, stammelte, verlohr den Kopf; als endlich der Augenblik des Gehens herannahte, entfiel mir der Muth ganz und gar. Ich blieb also zu Hause und ergrief den Ausweg, an's Consistorium zu schreiben, und meine Gründe demselben kurz vorzulegen; als Grund meines persönlichen Aussenbleibens gab ich meine Unpäßlichkeit an: und in der That waren meine Umstände damals so beschaffen, daß ich schwerlich die ganze Sizung hindurch würde haben aushalten können.

Dem Pfarrer kam mein Brief ungelegen, er verschob also die ganze Sache auf eine andere Sizung. Während der Zeit zwischen jezt und der nächsten Frist gab er, sowohl er selbst unmittelbar, als mittelbar durch seine Creaturen sich unendliche Mühe, diejenige aus der Zahl der Kirchenältesten noch zu verführen, welche mehr den

Eingebungen ihres Gewissens als den seinigen folgten, und nicht nach seinem und der Classe Willen stimmten. Wie mächtig sonst immer auf Leute dieser Gattung die Gründe würken mögen, welche sein Keller darbot, so konnte er doch, ausser den zweyen oder dreyen, welche ihm bereits ergeben waren, und welche man die verdammte Seelen nannte, keinen weiter gewinnen. Der Commissarius, und der Obrist Pury, der in dieser Angelegenheit sehr eifrig war, erhielten die übrigen in ihrer Pflicht, und als Montmollin zur Ausschliessung vom Abendmahle vorschreiten wollte, wurde er von seinem Consistorium durch die Mehrheit der Stimmen abgewiesen. Nun blieb noch sein leztes Hülfsmittel ihm übrig, nähmlich, das Volk aufzuwieglen: und auf diesen Zweck hin arbeitete er in Gemeinschaft mit seinen Amtsgenossen und andern Leuten so öffentlich und mit einem solchen Erfolge, daß ich, ungeachtet der geschärften und häufigen königlichen Rescripte, ungeachtet der Befehle des Staatsraths, endlich genöthigt war das Land zu verlassen, um den königlichen Beamten nicht über der Vertheidigung meiner Person der Gefahr eines Meuchelmordes bloß zustellen.

Ich erinnere mich dieses Vorganges so dunkel, daß ich ihn unmöglich in der Ordnung zu erzäh-

erzählen, unmöglich die einzelne Erinnerungen zusammenzuketten vermag, sondern sie geben muß, wie sie zerstreut und einzeln sich meinem Geiste vorstellen. Ich erinnere mich, daß mit der Classe eine Unterhandlung im Werke gewesen ist, bey welcher Montmollin die Vorschläge hin und wieder trug. Er hatte erdichtet: man fürchte von mir, ich möchte die Ruhe des Landes stören, und dann würde man genöthigt seyn meine Freyheit im Schreiben einzuschränken. Er gab mir zu verstehen, daß man über alles Vergangene hinweggehen würde, wenn ich mich anheischig machte dem Schreiben zu entsagen. Schon längst hatte ich hierüber mit mir selbst einen Bund gemacht, ich nahm daher keinen Anstand ihn auch mit der Classe zu machen; jedoch nur Bedingungsweise und einzig in Hinsicht auf Religionsmaterien zu machen. Montmollin wußte es so zu karten, daß er die hierüber aufgesezte Schrift doppelt bekam. Er verlangte nähmlich eine Aenderung in derselben, indem die Bedingung von der Classe war verworfen worden. Als ich hierauf meine Schrift wieder zurük verlangte, gab er mir das eine der beyden Exemplare zurük, und behielt unter dem Vorwande, es verlohren zu haben, das andere. Nun fiengen die Pfarrer an, das Volk öffentlich aufzuhezen, und dieses spottete der königlichen Rescripte, der Befehle des

Staats-

Staatsraths und kannte nun keine Gränzen mehr. Ich wurde abgekanzelt, bekam den Nahmen des Antichrists, und wurde auf dem Felde wie ein wüthender Wolf verfolgt. Meine armenische Kleidung war für den Pöbel gleichsam eine Fahne, um mich vor demselben desto mehr auszuzeichnen; ich lernte auf eine schmerzliche Weise die Unbequemlichkeit derselben kennen, aber unter den gegenwärtigen Umständen sie abzulegen, hielt ich für Feigheit. Ich konnte hiezu mich nicht entschliessen, und gieng ruhig mit meinem Cafftan und meiner gefütterten Müze im Lande umher, umringt vom Husah! des Janhagels und bisweilen das Ziel ihrer Schleudern. Oft, wann ich an einem Hause vorübergieng, hörte ich drinnen sagen: „Meine Flinte her! ich will ihn nie„derschiessen!“ Diese Drohung beschleunigte meine Schritte keineswegs, aber sie wurden darüber nur um so wüthender; doch blieb's immer, wenigstens was das Feuer-Gewehr betraf, bey Drohungen.

Während all' dieser Gährung erlebte ich zween angenehme Vorfälle, welche mich nicht wenig rührten. Der erste bestand darinnen, daß ich durch Mylord Marschall meine Dankbarkeit bezeugen konnte. Alle brave Leute von Neuschatel waren über die Art, wie man mir begegne-

te, und die geheime Machinationen deren Opfer ich ward, voll Unwillen und fluchten über die Priester. Sie fühlten wohl, daß diese auf fremden Antrieb handelten, und nur Handlanger gewisser Leute wären, welche sich verborgen hielten, und andere an ihrer Stelle handeln liessen; hauptsächlich fürchteten sie, mein Beyspiel möchte die würkliche Einführung der Inquisition zur Folge haben. Die weltliche Obrigkeit und insbesondere Herr Meuron, welcher dem Herrn d'Jvernois in dem Amte eines Procureur General gefolgt war, thaten ihr möglichstes zu meiner Vertheidigung. Der Obrist Pury, obgleich nur Privatperson, that mehr, und sein Beystand war würksamer. Er fand Mittel Montmollin mitten in seinem Consistorium zu demüthigen, und die Kirchenältesten in den Gränzen ihrer Pflicht zu erhalten. Da er unter dem Volke viel galt, so gebrauchte er sein Ansehen, den Aufruhr so viel möglich zu stillen; aber er konnte freylich dem Gelde und dem Weine, welches Montmollin ausspendete, nichts entgegen sezen, als die Geseze, die Gerechtigkeit, und die Vernunft. Der Kampf war ungleich und Montmollin siegte. Obgleich aber der Erfolg seine Absichten nicht krönte, so rührten mich doch seine Vorsorge und sein Eifer, ich wollte ihm seinen Dienst durch einen Gegendienst vergelten, und mich meiner Verbindlichkeit gegen

ihn einigermassen entledigen. Ich wußte, daß ihn sehr nach einer Stelle im Staatsrathe gelüstete; aber er war in Ungnade beym Könige und beym Gouverueur, weil er in der Petitpierrischen Sache sich nicht ganz nach dem Wunsche des Hofes betragen hatte. Dessen ungeachtet wagte ich's zu seinen Gunsten an Mylord Marschall zu schreiben: noch mehr, ich wagte sogar ein Wörtchen von der Stelle fallen zu lassen, welche er zu erhalten wünschte, uud wagte es mit so vielem Glüke, daß gegen Jedermanns Erwartung sie ihm beynahe zur nähmlichen Zeit vom Könige übertragen wurde. Abermals ein Beyspiel, wie das Schiksal mich bald zu hoch bald zu tief stellte, und wie es von einem Ende zum andern mich schleuderte: während der Pöbel mich mit Koth bewarf, ernannte ich einen Staatsrath.

Der zweyte angenehme Vorfall, welcher mir begegnete, war ein Besuch, welchen Madame de B......n mit ihrer Tochter mir machte. Sie hatte die leztere ins Bad nach Bourbonne geführt, und von dort aus einen Abstecher nach Moitiers gemacht, wo sie zween oder drey Tage bey mir blieb. Durch gehäufte Aufmerksamkeit und Sorgfalt, welche sie mir bezeugte, hatte sie endlich meinen langgedauerten Widerwillen überwunden; mein Herz unterlag ihren Liebkosungen und erwiederte

in vollem Maasse die Freundschaft, welche sie mir so lange Zeit her erwiesen hatte. Mich rührte dieser Besuch innig, zumal unter den gegenwärtigen Umständen, wo mein Muth einer Unterstüzung vom Troste der Freundschaft so sehr bedurfte. Ich fürchtete, sie möchte die Beschimpfungen des Pöbels sich sehr zu Herzen gehen lassen, und hätte gerne ihrem Herzen das traurige Schauspiel derselben erspart; aber dieß war nicht möglich, und obgleich ihre Gegenwart mir gegen die Grobheiten des Janhagels auf unsern Spaziergängen zum Schilde diente, so sahe sie doch genug, um auf das schliessen zu können, was in ihrer Abwesenheit vorgieng. So dauerten während ihres hiesigen Aufenthalts die nächtlichen Angriffe auf mich in meiner eigenen Wohnung fort. Ihre Kammerfrau fand einst am Morgen mein Fenster eingeworfen und das Zimmer voll Steine. Ein steinerner Bank welcher in der Strasse neben meinem Hause stand, wurde abgebrochen, aufgehoben, und aufrecht vor meine Haußthüre gestellt; so daß, wenn mans nicht vorher bemerkt hätte, der erste Herausgehende hätte erschlagen werden müssen. Madame de V......n wußte alle diese Vorgänge; theils sahe sie vieles selbst mit an, theils hinterbrachte ihr Kammerdiener und Vertrauter ihr das übrige. Er kam im ganzen Dorfe herum, machte sich mit jedermann

bekannt,

bekannt, und hatte sogar, wie man wollte gesehen haben, Unterredungen mit Montmollin. Gleichwohl schien sie alles, was mir begegnete, nicht bemerken zu wollen; sie sprach mit mir weder von Montmollin noch von sonst jemanden, und wenn ich bißweilen mit ihr davon zu sprechen anfieng, so antwortete sie wenig darauf. Nur das gab sie mir öfters zu verstehen, wie sie überzeugt wäre, daß ein Aufenthalt in Engelland der zuträglichste für mich seyn würde. Sie sprach viel von Herrn Hume, welcher damals in Paris war, von seiner Freundschaft für mich, von seinem Verlangen, mir in seinem Lande nüzlich seyn zu können. Es ist Zeit, daß ich etwas von Herrn Hume sage.

Er hatte in Frankreich und besonders bey den Encyclopädisten sich durch seine Abhandlungen vom Handel und der Politik und ganz neuerlich durch seine Geschichte des Hauses Stuart, — die einzige seiner Schriften, von welcher ich etwas in der Uebersezung des Abbe' Pre'vot gelesen hatte, — sehr berühmt gemacht. Weil ich seine übrige Werke nicht gelesen hatte, so hatte aus allem, was ich von ihm gehört hatte, sich bey mir von ihm die Meynung gebildet, daß Herr Hume ein Mann voll republikanischen Geistes, allein auch zugleich voll von den englischen dem

Prachtaufwande so günstigen Paradoxen wäre. Auf diese Meynung hin hielt ich seine Vertheidigung Carls II. für ein Wunder von Unpartheylichkeit: ich dachte von seinem Kopfe und seiner Tugend gleich groß. Das Verlangen diesen Mann kennen zu lernen und seine Freundschaft zu erlangen, wurde für mich zur grösten Versuchung nach Engelland überzugehen; wozu ohnehin Madame de B........s, innige Freundin vou Hume, mich längst antrieb. Bald nach meiner Ankunft in der Schweiz hatte ich, durch die Hand dieser Dame, von ihm einen sehr schmeichelhaften Brief erhalten, in welchem er mein Genie über die Sterne erhob, und zugleich mich dringend nach Engelland einlud, wo er all' sein Ansehen anzuwenden und alle seine Freunde zu den meinigen zu machen versprach, um meinen Aufenthalt dort für mich angenehm zu machen. Ich fand dort Mylord Marschall, Hume's Landsmann und Freund, der in meiner guten Meynung von ihm mich bestättigte, und mir eine ihn betreffende litterarische Anekdote erzählte, welche ihm selbst sehr aufgefallen war, und mir eben so auffiel. Vallace hatte gegen Hume über dessen Meynung von der Volksmenge im Alterthume geschrieben, und war während des Druks seiner Schrift abwesend. Hume übernahm die lezte Correktur und die Aufsicht

über

über die Ausgabe des Werks. Ein solches Betragen war ganz nach meinem Sinne. So hatte ich selbst von einem gegen mich gemachten Liede Abschriften, zu sechs Sous das Stük, gemacht. Ich war demnach schon voll guten Vorurtheils für Herrn Hume, als Madame de B......n mir jene lebhafte Schilderung von seiner Freundschaft für mich, und von seiner brennenden Begierde, mich in Engelland einzuführen, wie er's nannte, machte. Sie drang in mich, von diesem Eifer Gebrauch zu machen und an Herrn Hume zu schreiben. Da ich für Engelland keine sonderliche Neigung hatte, und mir diesen Zufluchtsort für den äussersten Nothfall aufsparen wollte, so schlug ich's ab, zu schreiben, und mich zu etwas verbindlich zu machen; aber ich gab ihr freye Macht, alles zu thun, was sie für nöthig erachten würde, um Herrn Hume mir geneigt zu erhalten. Bey ihrer Abreise von Moitiers hinterließ sie in meinem Herzen die Ueberzeugung, daß dieser berühmte Mann, von welchem sie mir so vieles vorgesagt hatte, mein Freund, und daß sie noch weit mehr seine Freundin wäre.

Nach ihrer Abreise trieb Montmollin seine Machinationen immer weiter, und der Pöbel kannte nun keine Gränzen seiner Wuth mehr. Ich fuhr

dessen ungeachtet fort, mitten unter dem Schimpfen ruhig spazieren zu gehen, und da der Geschmak an der Kräuterkunde, welchen der Doktor d'Ivernois mir eingepflanzt hatte, meinen Spaziergängen neuen Reiz gab, so durchstrich ich beym Kräutersuchen das Land umher, ohne mich durch das Geschrey dieses Gezüchts aufbringen zu lassen; aber gerade mein kaltes Blut reizte ihre Wuth noch mehr auf. Was mir am meisten nahe gieng, war, zu sehen, wie die Familien meiner Freunde *) oder wenigstens Leute eben dieses Nahmens öffent.

*) Seit meines Aufenthalts in Yverdon verfolgte mich dieses Unglük. Der Venner R....n war ein oder zwey Jahre nach meiner Abreise aus dieser Stadt gestorben, und der alte Papa R....n war so ehrlich, mir mit Kummer zu schreiben, daß man unter den Papieren seines Vetters Beweise gefunden hätte, aus welchen erhellte, daß er in dem Complot, mich aus Yverdon und dem Berner-Gebiete zu vertreiben, mit verflochten gewesen war. So war denn nun sehr klar erwiesen, daß dieses Complot nicht, wie man hatte wollen glauben machen, von Andächtlern angezettelt war, weil der Venner R....n so weit von aller Andächteley entfernt war, daß er vielmehr den Materialismus und den Unglauben bis zur Unduldsamkeit und zum Fanatismus trieb. Uebrigens hatte niemand in Yverdon so fest an mir gehangen, niemand hatte so viele

öffentlich mit meinen Verfolgern gemeinschaftliche Sache machten: dieß thaten zum Beyspiele die d'J......s, selbst den Vater und Bruder meiner Isabelle mit eingeschlossen, B.. de la T..., ein Vetter der Freundin, in deren Hause ich wohnte, und Madame G... ....r ihre Schwägerin. Dieser Pierre B.. war so entsezlich einfältig, so über alle Beschreibung hirnloß, und betrug sich so bestialisch grob gegen mich, daß ich mir erlaubte ihn mit Spott zu züchtigen, weil ich mich nicht über ihn erzürnen mochte. Ich schrieb also im Geschmake des kleinen Propheten eine kleine Schnurre von einigen Seiten, betitelt: das Gesicht Peters vom Berge genannt des Sehers. Ich nahm in derselben Gelegenheit die Wunderwerke, welche damals den hauptsächlichsten Vorwand zu meiner Verfolgung abgaben, mit Laune durchzuhecheln. D. ließ diesen Wisch in Genf druken; aber er machte im Lande nur ein sehr mittelmässiges Glük. Die Neuenburger haben mit all' ihrem Geiste keinen Sinn für attisches Salz und Spott, so bald er ein wenig fein ist.

Wäh-

viele Liebkosungen, Lobeserhebungen und Schmeicheleyen an mich verschwendet, als eben dieser Venner. — Er folgte getreulich dem Plane meiner Verfolger.

Während überall Dekrete gegen mich ergiengen, und ich mit der grössesten Wuth verfolgt wurde, blieben die Genfer nicht müssig; vielmehr zeichneten sie sich dadurch aus, daß sie aus Leibeskräften Zeter über mich schrien, unter andern wählte mein Freund V..... mit einer wahrhaft heldenmässigen Grosmuth gerade diesen Zeitpunkt um die Briefe gegen mich herauszugeben, in welchen er bewiesen haben wollte, daß ich kein Christ wäre. Diese in einem sehr anmaßlichen Tone geschriebene Briefe waren um nichts besser, ungeachtet man allgemein versicherte, daß der berühmte B....t daran gearbeitet hätte: denn eben dieser B....t, obgleich dem Materialismus zugethan, wird im Augenblike der unduldsamste Orthodox, sobald es gegen mich loßgeht. Ich kam wahrlich nicht in Versuchung, auf dieses Werk zu antworten: aber da die Gelegenheit sich darbot, in den Briefen vom Berge ein Wörtchen darüber zu sagen, so that ich dieß in einer kleinen, sehr verächtlich geschriebenen, Anmerkung, welche V..... in Wuth brachte. Er füllte Genf mit seinem rasenden Geschreye und d'J.....s schrieb mir, daß er vor Boßheit sich nicht mehr kennte. Einige Zeit nachher erschien ohne Nahmen des Verfassers ein Bogen, welcher, anstatt mit Dinte, mit Wasser aus dem Phlegeton, geschrieben schien. In diesem Briefe wurde

ich beschuldigt, ich hätte meine Kinder auf der Gasse ausgesezt, ich schleppte eine Soldaten-Hure mit mir herum, wäre von Ausschweifungen körperlich zu Grunde gerichtet, —und was dergleichen Artigkeiten mehr waren, welche man mir da sagte. Es war mir nicht schwer den verkappten Verläumder zu errathen. Mein erster Gedanke welchen die Lesung dieses Pasquills in mir aufregte, war: die Nichtigkeit dessen, was die Menschen Ruf und Ehre nennen, wenn derjenige, dessen grössester Fehler in seinem ganzen Leben mehr als jungfräuliche Schüchternheit und Schamhaftigkeit gewesen war, ein H.... jäger gescholten wurde, und wenn man mir, der ich in meinem Leben nie die geringste Spur einer Anstekung an mir empfunden hatte, mir, den Kunstverständige versichert hatten, daß ich für dieselbe gar nicht empfänglich wäre, wenn man mich beschuldigte, ich hätte die F........ Nach vorgängiger reiflicher Ueberlegung hielt ich für's beste, dieses Pasquill in der Stadt, wo ich mich am häufigsten aufgehalten hatte, druken zu lassen: ich schikte es daher ganz so wie es war an Duchesne, und trug ihm auf, es mit einer Vorrede in welcher ich Herrn V..... nannte, und einigen kurzen Noten abzudruken. Ich war hiemit nicht zufrieden, sondern schikte es mehreren Personen, unter andern an den Prinzen Louis von Wirtem-

temberg, welcher mir sehr zuvorkommend begegnet hatte, und mit welchem ich damals im Briefwechsel stand. Dieser Prinz, du Peyrou und andere schienen zu zweiflen, ob V..... würklich Verfasser des Pasquills wäre, und machten es mir zum Vorwurfe, daß ich ihn zu leichtsinnig als solchen genannt hätte. Auf ihre Vorstellungen hin ward ich selbst unruhig; schrieb also an Duchesne, er möchte den Druk ganz unterlassen. Guy antwortete mir, es wäre bereits geschehen; aber ich bin schon so oft betrogen worden, daß es kein Wunder wäre, wenn dieß auch hier der Fall wäre; von nun an war ich mit dieser wahrhaft ägyptischen Finsternuß umgeben, durch welche hindurch ich keine Wahrheit zu erkennen vermag.

Herr V..... ertrug meine Beschuldigung mit einer Mässigung, welche nach der Wuth, die er vorher geäussert hatte bey einem Unschuldigen mehr als erstaunenswürdig gewesen seyn würde. Er schrieb mir zween oder drey sehr gemässigte Briefe, deren einziger Zwek mir der zu seyn schien: Antworten aus mir heraus zu loken, um aus diesen schliessen zu können, wie weit ich unterrichtet wäre, und ob ich Beweise gegen ihn hätte. Ich antwortete ihm kurz, troken, dem Inhalte nach hart, aber in höflichen Ausdrüken:

er

er war zufrieden. Als ich beym dritten Briefe sahe, daß er eine Art von Briefwechsel anspinnen wollte, antwortete ich nicht weiter. Er gab hierauf d'Ivernois den Auftrag mit mir zu reden. Madame Cramer schrieb an du Peyrou: sie wisse ganz zuverlässig, daß das Pasquill nicht von V..... wäre. Alles dieß erschütterte meine Ueberzeugung nicht. Weil aber gleichwohl Irrthum von meiner Seite immer noch möglich war, und weil ich in diesem Falle V.....'n eine vollkommene Ehrenerklärung schuldig war, so ließ ich durch d'Ivernois ihm sagen, daß ich ihm dieselbe auf eine Art geben würde, womit er zufrieden seyn könnte, wenn er mir den Verfasser des Pasquills nennen, oder wenigstens beweisen würde, daß es nicht sein Werk wäre. Ich that noch mehr; weil ich fühlte, daß bey allem diesem ich im Falle, daß er unschuldig wäre, kein Recht hätte, irgend einen Beweiß von ihm zu fordern, so verfaßte ich einen weitläufigen Aufsaz, worinnen ich die Gründe meiner Ueberzeugung sämtlich darlegte. Den Inhalt dieses Aufsazes beschloß ich dem Urtheile eines Schiedsrichters zu unterwerfen, welchen V..... nicht ausschlagen könnte. Man erräth schwerlich, wer dieser Schiedsrichter war. Am Ende dieses Aufsazes erklärte ich, daß, wenn der Rath nach Untersuchung derjenigen Nachforschungen welche er für nöthig erkennen,

kennen, oder die er zu machen in der Lage seyn würde, — wenn nach allem diesem der Rath sprechen würde: daß Herr V..... nicht der Verfasser der oftbenannten Schrift wäre, daß ich alsdenn von diesem Augenblike jeden Verdacht gegen ihn aus meinem Herzen tilgen, mich zu seinen Füssen niederwerfen, und ihn so lange um Vergebung bitten wollte, biß er mir dieselbe gewährt haben würde. Ich darf wohl sagen, daß nie und nirgends mein brennender Eifer für die Billigkeit, die Geradheit, die Großmuth meiner Seele, mein Vertrauen in die, jedem menschlichen Herzen angebohrne Gerechtigkeitsliebe, sich so ganz, so unverkennbar zeigten, als in diesem rührenden, mit Weißheit verfaßten Aufsaze, wo ich keinen Anstand nahm, meine unversöhnlichste Feinde zu Schiedsrichtern zwischen mir und dem Verläumder aufzustellen. Ich las meine Schrift Du P..... vor: er rieth mir sie zu unterdrüken, und ich folgte seinem Rathe. Er rieth mir dagegen die Beweise abzuwarten, welche V..... mir zu geben versprochen hatte. Ich wartete, und warte noch. Er rieth mir biß dahin zu schweigen: ich schwieg, und werde mein ganzes Leben hindurch schweigen, und den Schimpf auf mir liegen lassen, daß ich V.....'n, schwer, fälschlich und ohne Beweiß beschuldigt habe, ungeachtet ich innerlich so gewiß als von meiner Existenz

über-

überzeugt bin, daß er der Verfasser des Pasquills ist. Mein Aufsatz ist in D. P.....'s Händen. Wenn er jemals herauskommen sollte, so wird man in demselben meine Gründe finden und die von meinen Zeitgenossen so oft verkannte Seele des Jean Jacques daraus kennen lernen.

Es ist Zeit, daß ich auf meinen endlichen Sturz in Motiers und meine Abreise aus Val de Travers komme. Sie geschahe nachdem ich zwey und ein halbes Jahr mit unerschütterlicher Standhaftigkeit die unwürdigste Begegnungen erduldet hatte. Es ist mir unmöglich, die einzelnen Umstände dieses unangenehmen Zeitpunkts mir deutlich in die Erinnerung zurük zu rufen, aber man findet sie in der von D. P..... hievon herausgegebenen Erzählung, von welcher ich in der Folge mehr sagen werde.

Seit der Abreise der Madame de V....... wurde die Gährung immer stärker und, ungeachtet der wiederholten königlichen Rescripte, ungeachtet der häufigen vom Staatsrathe erlassenen Befehle, ungeachtet der Bemühungen und der Sorgfalt des Castellans und der Obrigkeit, hielt der Pöbel mich im ganzen Ernste für den Antichrist, und schien endlich, da er sein Geschrey unnüz sahe, zu Handlungen schreiten zu wollen.

Schon

Schon flogen auf der Strasse Steine nach mir, obwohl noch aus zu grosser Entfernung, als daß sie mich hätten treffen können. Endlich in der Nacht nach dem Markte in Moitiers, welcher im Anfange des Septembers gehalten wird, wurde ich auf eine Art in meiner Wohnung angegriffen, wobey das Leben der Bewohner derselben in Gefahr kam.

Um Mitternacht hörte ich auf der an der Hinterseite des Hauses befindlichen Galerie ein entsezliches Gepolter. Ein Steinhagel flog gegen das Fenster und die Thüre, welche auf diese Galerie führten, mit solcher Macht, daß mein Hund, welcher dort schlief und anfänglich gebellt hatte, vor Schrecken schwieg und knurrend und mit den Pfoten am Boden krazend sich in einen Winkel rettete und zu entfliehen suchte. Ich stand auf, als ich dieses Geräusch hörte, und wollte aus meiner Kammer in die Küche gehen. Plözlich zerschmetterte ein Stein, von einer starken Hand abgeschleudert, das Fenster der Küche, flog durch diese hindurch, öfnete durch seinen gewaltigen Stoß die Thüre meiner Kammer und fiel am Fusse meines Bettes nieder; kam ich um eine einzige Secunde früher, so wäre der Stein mir in den Magen gedrungen. Ich urtheilte, daß man das erste

Geräusch gemacht hatte, um mich herbey zu loken und der mächtige Steinwurf zu meinem Empfange beym Herausgehen bestimmt gewesen wäre. Ich sprang in die Küche. Dort fand ich Theresen aufgestanden; zitternd lief sie mir entgegen. Wir stellten uns gegen eine Mauer, welche durchs Fenster nicht bestrichen werden konnte, um uns von Steinwürfen sicher zu stellen, und zu überlegen, was nun zu thun wäre; denn herauszutretten und um Hülfe zu rufen, wäre der kürzeste Weg gewesen, uns todtschlagen zu lassen. Zum Glüke stand auf den Lärmen die Magd eines guten alten Mannes, welcher unter mir wohnte, auf und sprang zum Castellan, der hart neben uns wohnte. Er sprang aus dem Bette, warf eilig den Schlafrok um, und kam augenbliklich mit der Wache, welche, da heute Markt gewesen war, die Runde machte und sich just in der Nähe befand. Der Castellan erblaßte beym Anblike der Zerstörung und als er die Steine sahe, mit welchen die Galerie bedekt war, rief er aus: „Mein Gott! ist das eine Steingrube?„ Als er unten untersuchte, fand man die Thüre eines kleinen Hofes aufgesprengt, und Spuren von einem Versuche durch die Galerie ins Hauß zu dringen. Bey der Untersuchung: warum die Wache die Unordnung nicht bemerkt oder verhindert hätte? ent-

dekte sich's, daß die von Moitiers darauf bestanden waren, die Wache heute ausser der Ordnung zu versehen, ungeachtet die Reyhe eigentlich ein anderes Dorf getroffen hätte.

Am folgenden Tage schikte der Castellan seinen Bericht an den Staatsrath ab, und dieser erließ zwey Tage darauf den Befehl: die Sache zu untersuchen, Belohnung und Verschweigung des Nahmens denen zu versprechen, welche die Schuldigen anzeigen würden, und bis dahin mein und des Castellans Hauß, welches hart daran stieß, auf fürstliche Kosten mit Wache zu versehen. Den andern Tag kamen der Obrist Pury, der Procureur General Meuron, der Castellan Martinet, der Einnehmer Guyenet, der Schazmeister d'Ivernois und sein Vater, und alle angesehene Leute des Landes zu mir und baten mich einstimmig, dem Sturme auszuweichen, und wenigstens auf einige Zeit ein Kirchspiel zu meiden, wo ich weder mit Sicherheit noch mit Ehren ferner leben könnte. Ich bemerkte sogar, daß der Castellan, durch die Wut des rasenden Pöbels erschrökt, und vielleicht aus Furcht, daß die Reyhe nun auch an ihn kommen möchte, es gerne gesehen hätte, wenn ich so schnell als möglich abgereißt wäre, damit er der Mühe mich ferner zu beschüzen überhoben

wäre,

wäre, und, wie er nach meiner Abreise wirklich that, selbst den Ort verlassen könnte. Ich gab also nach, und es kostete sogar mich wenige Ueberwindung, denn das Schauspiel vom Hasse des Volks zerriß mir das Herz so, daß ich es nicht länger ertragen konnte.

Ich hatte die Wahl zwischen mehreren Zufluchtsörtern. Madame de V......n hatte seit ihrer Rükreise nach Paris in mehreren Briefen von einem gewissen Herrn Walpole, welchen sie Mylord nannte, gesprochen. Er hatte ihren Briefen zufolge mich sehr in seine Gunst aufgenommen, und bot mir auf einem seiner Landgüter einen Zufluchtsort an, von welchem sie mir die reizendste Beschreibungen machte. Sie gieng hiebey in Hinsicht auf Wohnung und Kost so ganz in's Einzelne, daß ich urtheilen konnte, wie eifrig sich Mylord Walpole mit diesem Projekte beschäftigte. Mylord Marschall hatte mir immer zu Engelland oder Schottland gerathen, und bot mir gleichfalls einen Plaz auf seinen Ländereyen an; aber zugleich bot er mir auch einen andern an, nach welchem mich weit mehr lüstete, nähmlich bey sich in Potsdam. Noch nicht lange hatte er mir etwas geschrieben, was der König in Betref meiner ihm gesagt hatte, und was eine Art von Einladung war, zu ihm zu kom-

kommen: die Frau Herzogin von Sachsen Gotha hielt diese Reise für so ausgemacht gewiß, daß sie mir schrieb, ich möchte doch sie auf meiner Durchreise besuchen, und mich einige Zeit bey ihr aufhalten; aber mein Herz hieng so fest an der Schweiz, daß ich mich nicht entschliessen konnte sie zu verlassen, so lange mir's nur möglich war, dort zu bleiben, und ich benüzte den Zeitpunkt ein Projekt auszuführen, mit welchem ich bereits seit einigen Monaten mich beschäftigt hatte, und von welchem ich bisher nichts habe sagen können, weil ich den Lauf meiner Erzählung nicht unterbrechen wollte.

Mein Projekt war: mich auf der Insel St. Pierre, welche mitten im Bielersee liegt, und dem Berner Hospital gehört, niederzulassen. Bey einer Fußwallfahrt, welche ich mit D......u vorigen Sommer angestellt hatte, hatten wir diese Insel zusammen besucht, und ich war so davon bezaubert geworden, daß ich seither immer auf Mittel dachte, meine Hütte dort aufzuschlagen. Das gröste Hindernuß war dieß, daß die Insel den Bernern gehörte, welche vor drey Jahren mich aus ihrem Staate verjagt hatten; so mußte ich auch fürchten, daß sie mich auf dieser Insel, so wenig als ehmals in Yverdon, in Ruhe lassen würden. Ich hatte hierüber Mylord

lord Marschall um Rath befragt. Er glaubte mit mir, daß die Berner mich ganz gerne auf diese Insel verwiesen sehen und mich als Geisel für die Schriften, welche ich künftig etwa zu schreiben versucht werden könnte, behalten würden. Er hatte unter der Hand ihre Gesinnungen hierüber durch Herrn Stürler seinen ehemaligen Nachbar in Colombier erforschen lassen: Herr Stürler wandte sich an die Häupter des Staats und versicherte, auf die von ihnen erhaltene Antwort hin, Mylord Marschall, daß den Bernern ihr ehemaliges Betragen gegen mich leid thäte, und daß ihnen nichts angenehmer wäre, als mich auf der Insel St. Pierre angesiedelt und in Ruhe gelassen zu sehen. Zu allem Ueberflusse hatte ich die Vorsicht gebraucht, vor meiner würklichen Niederlassung durch den Obrist Chaillet neue Erkundigungen einziehen zu lassen; dieser bekräftigte mir, was ich schon wußte. Der Verwalter auf dieser Insel hatte bereits von seinen Obern die Erlaubnuß erhalten, mir dort eine Wohnung zu geben, und nun glaubte ich nichts zu mehr zu wagen, wenn ich mit stillschweigender Bewilligung des Landesherrn sowohl als der Eigenthümer mich bey ihm niederliesse; denn das konnte ich doch wohl nicht hoffen, daß die Herren von Bern öffentlich das mir angethane Unrecht erkennen und auf diese

Weise gegen den unverlezlichsten Grundsaz aller Souveraine sündigen würden.

Die St. Peters Insel (in Neufchatel nennt man sie die Insel de la Motte) in der Mitte des Bieler Sees hat ungefähr eine halbe Meile im Umfang; aber auf diesem kleinen Raume liefert sie alle hauptsächliche Lebensbedürfnusse. Sie hat Akerfelder, Wiesen, Haine, Wald, Weinberge, und da das Ganze aus einem sehr abwechslenden bergigten Boden besteht, so fällt die Vertheilung desselben in so verschiedenartige Parthien desto angenehmer in's Auge, da ein Stük das andere gegenseitig hebt, und die Insel grösser scheinen macht, als sie eigentlich nicht ist. Auf der westlichen Seite gegen Gleresse und Neuveville erhebt sich eine hohe Terasse, welche mit einer langen Allee bepflanzt ist. Die leztere ist in ihrer Mitte von einem grossen Salon durchschnitten, in welchem während den Weinlesen die Bewohner aller nahegelegenen Ufer alle Sonntage zum Tanze und gemeinschaftlicher Ergözung sich versammlen. Auf der Insel selbst ist nur ein einziges, sehr grosses und sehr bequemes Hauß, welches der Verwalter bewohnt, und welches in einer Vertiefung liegt, wo es vor den Winden geschüzt ist.

Fünf

Fünf oder sechshundert Schritte von dem südlichen Ufer dieser Insel entfernt, liegt eine andere viel kleinere, aber unbebaute und verlassene, welche vormals mit der grössern nur Eine ausgemacht zu haben, und von dieser durch eine gewaltsame Naturrevolution getrennt worden zu seyn scheint. Sie trägt auf ihrem Sandboden nichts als Weiden und Flöhkraut (Persicaria), aber es ist hier ein mit Gras hübsch bewachsener sehr angenehmer Hügel. Die Gestalt des Sees ist ein fast regelmässiges Oval. Seine Ufer sind zwar minder reich als die des Genfer und Neuenburger Sees, aber sie fallen doch noch gut genug in's Auge, besonders von der westlichen Seite, welche sehr bevölkert und am Fusse einer Bergkette mit Weinbergen, ungefähr wie in Cote-Rotie eingefaßt ist, wiewohl der hier gewonnene Wein jenem an Güte weit nachsteht. Von Süden gegen Norden am äussersten Ende des Sees liegen die Vogteyen St. Johann, Neuveville, Biel und Nidau, mit angenehmen Dörfern untermischt.

So war der Zufluchtsort beschaffen, welchen ich mir aufgespart hatte, und wohin ich ziehen wollte, wenn ich Val de Travers verliesse *). Die

*) Es ist vielleicht nicht ganz unnüz zu bemerken, daß

Die Wahl desselben war so ganz in meinem friedlichen Geschmake, meiner Neigung zur Einsamkeit und Trägheit so ganz angemessen; daß ich sie wohl unter die süsseste Träumereyen rechnen darf, mit welchen ich mich am lebhaftesten beschäftigt habe. Ich glaubte auf dieser Insel mehr von allen Menschen abgesondert, ihren Beleidigungen unerreichbarer, mehr von ihnen vergessen, im volleren ungestörteren Genusse der Musse und eines beschaulichen Lebens seyn zu können. Gerne hätte ich mich so ganz auf diese Insel begränzt, gerne alles Verhältnuß mit den übrigen Sterblichen zerrissen, und gewiß ist's daß ich alle mögliche Maasregeln ergrief, um mich der mir so überlästigen Verbindung mit ihnen zu entziehen.

Nun war noch die Frage von meinem Fortkommen, und auf dieser Insel, wo man so ganz vom

daß ich dort einen persönlichen Feind in Herrn du T......r, Maire von Verrieres zurük ließ. Zwar steht er selbst im Lande in geringer Achtung, aber er hat einen Bruder, der wie man sagt, ein braver Mann seyn soll, und im Cabinete des Herrn de St. Florentin arbeitet. Der Maire hatte ihn einige Zeit vor meiner Begebenheit besucht. — Solche kleine Bemerkungen sind an und vor sich von keinem Gewichte, aber sie können in der Folge zu der Entdekung mancher geheimen Gänge führen.

vom Verwalter abhängt, sind Lebensmittel sehr theuer, und noch überdieß die Herbeyschaffung derselben mit Schwürigkeiten verbunden. Du Peyrou half mir aus dieser Verlegenheit, indem er in die Stelle der Gesellschaft trat, welche die Herausgabe meiner sämmtlichen Werke unternommen und dann wieder unterlassen hatte. Ich überlieferte ihm alle zu dieser Ausgabe nothwendige Materialien, und nahm die Stellung derselben und Vertheilung in Bände über mich. Ueber dieß machte ich mich anheischig, meine Lebensbeschreibung ihm zu übergeben, so wie ich ihm überhaupt alle meine Papiere unter der ausdrüklichen Bedingung übergab, daß er von denselben vor meinem Tode keinen Gebrauch machen sollte; indem ich mir vorgenommen hatte, meine Laufbahn in der Stille zu vollenden und das Publikum durch nichts mehr an mich zu erinnern. Dagegen machte er sich anheischig, mir eine jährliche Leibrente zu bezahlen, von welcher ich ganz gut leben konnte. Mylord Marschall hatte nach Besiznehmung seiner wiedererlangten Güter mir eine ähnliche von zwölfhundert Franken angebotten, welche ich aber nicht anders annahm, als bis er solche auf die Hälfte heruntergesezt hatte. Er erbot sich, mir statt derselben die Hauptsumme selbst zu schiken; weil ich aber über der Anlegung derselben in Verlegenheit ge-

kommen seyn würde, so verbat ich mir dieß. Er übergab hierauf dieselbe Herrn Du Peyrou, welcher sie in Handen behielt, und mir die Leibrente auf den Fuß auszahlt, über welchen er mit dem Geber übereingekommen ist. Wenn ich nun das, was ich von Du Peyrou bekam, mit der Pension von Mylord Marschall, (von welcher nach meinem Tode zwey Drittheile auf Theresen fielen) und der Leibrente, welche mir Duchesne bezahlte, zusammen nahm, so konnte ich auf ein artiges Auskommen sowohl für mich, als auch nach meinem Tode für Theresen, Rechnung machen. Ich hinterließ der leztern siebenhundert Franken jährliche Renten, welche sie sowohl von Mylord Marschall als von Rey'n bekam, und so hatte ich denn weder für sie, noch für mich mehr Nahrungssorgen zu fürchten. Aber es stand im Buche des Schiksals geschrieben, daß die Ehre mich zwingen sollte, alle diese vom Glüke und durch meine Arbeit mir geöffnete Hülfsquellen zu verstopfen, und daß ich so arm, wie ich gelebt hatte, auch sterben sollte. Man mag aus der Folge urtheilen, ob ich, ohne mich zu dem Nichtswürdigsten aller Nichtswürdigen zu machen, mich an Einrichtungen binden konnte, welche man mit allem Fleisse immer so machte, daß meine Ehre dabey nothlitt: wobey man künstlich genug mir jedes andere Hülfsmittel aus den

Händen wand, damit ich gezwungen wäre, in meine Schande zu willigen. Konnten sie wohl zweiflen, wozu ich mich bey dieser mir gelassenen Wahl entschliessen würde? — Sie haben mein mein Herz immer nach dem ihrigen beurtheilt.

Als ich über den Punkt meines Auskommens im Reinen war, plagten mich keine Sorgen weiter. Obwohl ich in der Welt draussen meinen Feinden freyes Feld ließ, so lebte doch im edlen Enthusiasmus, welcher meine Werke mir eingegeben hatte, in der unverrükten Gleichförmigkeit meiner Grundsäze ein Zeugnuß für meine Seele, welches demjenigen vollkommen entsprach, was aus meiner Aufführung für meinen Charakter floß. Ich bedurfte gegen meine Verläumder keiner andern Vertheidigung. Sie konnten unter meinem Nahmen einen andern Menschen schildern, aber sie konnten mit dieser Schilderung nur die täuschen, welche getäuscht seyn wollten. Sie mochten immerhin die Geschichte meines Lebens von einem Ende zum andern beanmerken, beglossiren und deuteln, so war ich doch gewiß, daß man durch meine Fehler und meine Schwachheiten hindurch, durch meine Unfähigkeit ein Joch irgend einer Art zu tragen, — daß man alles dessen ungeachtet in mir den gerechten, guten Mann; den Mann ohne Galle, ohne Haß, ohne Neid,

den

den Mann mit der grösten Bereitwilligkeit seine eigene Fehler zu erkennen, und mit der noch grössern fremde Fehler zu vergessen; den Mann, der in sanften, liebevollen Neigungen sein ganzes Glük fand; den Mann, der in allen Dingen die Aufrichtigkeit bis zur Unklugheit trieb, und bis zur unglaublichsten Uneigennüzigkeit; — daß man diesen in mir nicht verkennen würde.

Ich nahm nun gewissermassen von meinem Zeitalter und meinen Zeitgenossen Abschied, und sagte der Welt Lebewohl, indem ich mich für meine übrige Tage auf diese Insel begränzte. Denn dieß war mein Entschluß, und hier hofte ich mein altes Lieblingsprojekt eines ruhigen Lebens, — dieses Projekt, dessen Realisirung ich das bisgen Thätigkeit, was mir vom Himmel zu Theile worden war, geweiht hatte — endlich ausführen zu können. Diese Insel sollte für mich die von Papimanien werden, jenes glükliche Land, wo man schläft;

Ou l'on fait plus, où l'on fait nulle chose.

Dieses *plus* war für mich Alles, denn aus dem Schlafe habe ich mir nie viel gemacht; Müssigseyn ist mir genug, und wenn ich nur nichts thun darf, so träume ich noch weit lieber wachend, als schlafend. Das Alter der romanhaften Projekte war vorüber, und der Weyhrauch

hatte

hatte mich mehr betäubt, als mir sanft gethan; nun war meine lezte Hofnung noch ein Leben ohne Zwang in ewiger Musse. So leben in jener Welt die Glüklichen, und ich wollte hierinnen schon in dieser mein höchstes Glük finden.

Diejenige, welche mir so manchen Widerspruch schuld geben, werden auch das eben gesagte mir als solchen aufrüken. Ich habe oben irgendwo gesagt, daß das Müssiggehen in steifen Besuchen mir unerträglich wäre; nun suchte ich ja die Einsamkeit einzig um mich ganz dem Müssiggehen zu überlassen. Und gleichwohl ist beydes wahr; wenn hierinnen ein Widerspruch liegt, so ist er in der Natur und nicht in mir; aber es liegt so wenig einer darinnen, daß ich vielmehr gerade hieraus beweise, daß ich mir nicht widerspreche, sondern immer derselbige bin. Der Müssiggang in Besuchen ist für mich tödtend, weil ich dort müssiggehen muß. Der Müssiggang in der Einsamkeit hingegen ist Wollust für mich, weil ich dort müssiggehen will. In einer Gesellschaft nichts zu thun ist für mich die grausamste Marter, weil ich dazu gezwungen bin. Dort muß ich auf einen Stuhl angenagelt sizen, oder steif wie eine Lanze da stehen, darf weder Hand noch Fuß rühren, darf nicht laufen, nicht hüpfen, nicht singen, nicht schreyen, nicht gesti-

kuliren,

stikuliren, wenn ich Lust dazu habe, darf sogar nicht einmal träumen; zu gleicher Zeit peinigen mich alsdann die Langeweile des Müssiggehens, und alle Quaalen des Zwanges; ich muß Acht haben auf alle Dummheiten, die gesagt werden, und auf alle Complimente, welche man sich macht; ich muß unaufhörlich meinen Geist zermartern, um auch mein Scherflein zu dem Unsinne und den Lügen zu liefern, welche man da zusammen trägt. — Und alles dieß nennen die Leute müssiggehen? Das ist wohl eine herbe Arbeit.

Nicht den Müssiggang eines Tagdiebes liebe ich, der mit gekreuzten Armen dasteht in vollkommener Unthätigkeit, und der nichts denkt und nichts thut. Nein! sondern den Müssiggang des Kindes, was unaufhörlich mit Nichtsthun sich beschäftigt, den eines Schwäzers, der alles in seinem Lehnstuhle durchstöbert. Ich mag gar zu gerne nichtsbedeutende Dinge thun, gar zu gerne tausend Sachen beginnen und nicht eine einzige enden, gehen und kommen, wie mirs nun eben durch den Kopf fährt, jeden Augenblik meine Projekte abändern, einer Müke in allen ihren Gängen folgen, einen Felsen aus seinem Bette wälzen wollen, um zu sehen, was drunter ist, mit Hize eine zehenjährige Arbeit beginnen, und sie ohne Reue in den nächsten zehen Minuten wieder

wieder aufgeben, den ganzen Tag ohne Ordnung und Folge herumgaffen, und in allen Dingen der Laune des Augenbliks folgen.

Die Kräuterkunde so wie ich wenigstens sie immer betrachtet habe, und wie sie nachgerade anfieng, für mich Leidenschaft zu werden, war gerade so ein müssiges Studium, wie ich eines brauchte um meine leere Stunden auszufüllen, und so auszufüllen, daß weder der Aberwiz meiner Einbildungskraft, noch die Langeweile einer gänzlichen Geschäftlosigkeit daneben aufkommen konnten. Herumirren in Wald und Feld, maschinenmässig bald nach diesem bald nach jenem greifen, bald einen Zweig, bald eine Blume abbrechen: meinen Geist mit allem nähren was der Zufall mir darbot, tausend und aber tausendmahle die nähmliche Dinge beobachten, weil ich sie immer wieder vergaß; — das war für mich Stoff genug, um eine Ewigkeit ohne einen Augenblik Langeweile zu verleben. Wie zierlich, wie bewunderungswürdig der Bau der Pflanzen auch immer seyn mag, so ist er doch nicht auffallend genug um den zu interessiren, der sie mit unwissenden Augen anblikt. Jene durchgehends verbreitete Analogie, und doch zugleich jene ungeheure Abwechslung in der Organisation derselben kann nur die Bewunderung derjenigen erregen,

gen, welche schon einen Begriff vom System des Gewächsreichs haben. Jede andere verfallen beym Anblike dieser Schäze der Natur in ein dumpfes einsylbigtes Staunen. Sie sehen nicht das Einzelne, weil sie überall nicht wissen, auf was sie sehen sollen; und eben so wenig das Ganze, weil sie keine Ahndung haben, von der Kette von Beziehungen und Verbindungen, welche den Geist des Beobachters mit ihren Wundern fesselt. Ich war, und, gedankt sey's meinem schwachen Gedächtnusse, blieb auch immer auf dem glüklichen Punkte, daß ich gerade wenig genug wußte, um alles neu zu finden, und viel genug, um alles zu empfinden. Der verschiedenartige Boden, in welche die, obgleich kleine, Insel zertheilt war, bot mir hinlängliche Abwechslung von Pflanzen dar, hinlänglich fürs Studium und für die Belustigung meines ganzen Lebens. Ich war entschlossen keinen Staubfaden unzergliedert zu lassen, und schikte mich schon dazu an, mit einem unermeßlichen Vorrathe von Beobachtungen eine Flora Petrinsularis zu schreiben.

Ich ließ Theresen mit meinen Büchern und übrigen Sachen kommen. Wir begaben uns beym Verwalter der Insel in die Kost. Die Frau desselben hatte Schwestern in Nidau, welche eine um die andere sie besuchten und Theresen

resen Gesellschaft machten. Ich kostete da ein süsses Leben, ein Leben wie ich das meinige mir hätte wünschen mögen; ich fand Geschmak daran, aber nur um die so schnell darauf folgende Bitterkeit stärker zu fühlen.

Ich habe immer den Anblik des Wassers, welcher mich in herrliche Träumereyen versenkt, leidenschaftlich geliebt. Hier versäumte ich nie, bey schönem Wetter, sogleich bey meinem Aufstehen auf die Terrasse zu gehen, dort die heilsame und frische Morgenluft einzuathmen, und am Horizonte des schönen Sees, dessen Ufer und die dasselbe begränzende Berge mir einen bezaubernden Anblik gewährten, mit meinen Augen umherzuschweifen. Ich kenne keinen würdigeren Gottesdienst, als diese stumme von Betrachtung der Naturwerke in uns erregte Bewunderung, die sich nicht in Handlungen ausdrükt. Ich begreife, wie es möglich ist, daß die Städtebewohner, die nichts sehen, als Mauren, Gassen und Verbrechen, so unglaubig sind; aber wie Landbewohner und vollends einsame Landbewohner es seyn können, begreife ich nicht. Sollte die Seele der leztern nicht tausendmahl des Tags zum Urheber der Wunder, von welchen ihre Sinne gerührt werden, sich erheben? Ich für meinen Theil habe seit langer Zeit die Gewohnheit

des Morgens beym Aufstehen, wenn vorher eine schlaflose Nacht meinen Geist niedergedrükt hat, mein Herz auf diese Art zu erheben, ohne daß mein Kopf dabey sich mit Denken ermüdete. Aber um dieß zu können, bedarf ich des reizenden Schauspiels der Natur. In meinem Zimmer bete ich seltner und kälter: aber beym Anblike einer schönen Landschaft fühle ich mein Herz von etwas aufgeregt, was ich eigentlich nicht nennen kann. Ich habe einst von einem weisen Bischoffe gelesen, der bey Visitation seiner Diöcese eine alte Frau fand, die statt alles Gebets nichts sagen konnte, als: O! — „Gute Mutter," sagte er zu ihr, „fahre fort, immer so zu beten, „dein Gebet ist mehr werth, als das unserige." Diese bessere Art des Gebets ist auch die meinige.

Nach dem Frühstüke schrieb ich in der Eile und murrend einige verhaßte Briefe, und sehnte mich heftig nach der Zeit, wo ich gar nichts mehr zu schreiben haben würde. Einige Augenblike stöberte ich hierauf unter meinen Büchern nnd Papieren, mehr um sie auszupaken und in Ordnung zu stellen, als um etwas zu lesen. So ordnete ich denn täglich; meine Bibliothek ward für mich, was für Penelopen ihr Gewebe: dabey hatte ich die Bequemlichkeit einige Augengenblike zu gaffen, hintennach bekam ich Langeweile und ließ die drey oder vier übrige Morgenstun-

stunden über alles stehen. Hingegen wiedmete ich diese Zeit dem Studium der Kräuterkunde, und besonders des Linne'ischen Systems, für welches ich eine wahre Leidenschaft gefaßt hatte, welche auch dann nicht mich verließ, als ich das Leere desselben gefunden hatte. Linne', dieser grosse Beobachter, ist nach meiner Meynung nächst Ludwig der einzige Kräuterkundige, welcher die Kräuterkunde als Naturforscher und und als Philosoph behandelt hat; aber er hat zu viel in Kräuterbüchern und Gärten, und zu wenig in der Natur selbst studirt. Ich sahe die ganze Insel als meinen Garten an; wenn ich dann eine Beobachtung zu machen, oder zu bestättigen brauchte, so lief ich in den Wald, oder auf die Wiesen, mein Buch unterm Arme. Dort legte ich mich neben die Pflanze auf den Boden hin, um auf der Stelle nach Bequemlichkeit untersuchen zu können. Diese Methode war mir zur Kenntnuß der Pflanzen in ihrem natürlichen Zustande, wie sie unverändert von der Hand des Menschen und unausgeartet wachsen, sehr dienlich. Man erzählt von Fagon, Leibarzt Ludwig XIV. welcher alle Pflanzen des königlichen Gartens vollkommen kannte, und zu nennen wußte, daß er auf dem Felde ganz und gar nichts gewußt habe. Bey mir findet gerade das Gegentheil statt. Ich kenne einigermassen das

Werk der Natur, aber ich verstehe ganz und gar nichts vom Werke des Gärtners.

Des Nachmittags überließ ich mich ganz meiner trägen unbesorgten Laune und beschäftigte mich bloß damit, daß ich den Eindrüken des Augenbliks folgte. Oft, wenn die Luft ruhig war, bestieg ich unmittelbar nach Tische ein kleines Schiff, welches ich vom Verwalter mit einem einzigen Ruder hatte regieren lernen; mit diesem wagte ich mich aufs hohe Wasser hinaus. Der Augenblik, wann ich vom Ufer abstieß, versezte mich in eine Freude welche der Entzükung nahe kam, und deren Ursache ich weder angeben noch selbst begreifen kann; vielleicht wars, daß ich heimlich mir selbst Glük wünschte, nun von meinen Feinden nicht erreicht werden zu können. Allein irrte ich alsdann auf dem See umher, näherte bisweilen mich dem Ufer, aber landete nie an. Oft überließ ich mein Schiffgen der Willkühr des Winds und des Wassers, und mich selbst meinen Träumereyen, welche, obgleich dumm, doch für mich süsse waren. Einmal übers andere rief ich dann aus. „O „Natur! o meine Mutter! Hier bin ich nu „unter Deinem Schuze; hier ist kein Schlau „kopf kein Schurke, der zwischen mich und Dich „sich einschleichen könnte.“ Oft entfernte ich mich bis auf eine halbe Meile vom Lande; man

chesma

chesmal wünschte ich meinen See zum Ocean umschaffen zu können. Meinem armen Hunde zugefallen, der nicht gerne so lange als ich auf dem Wasser seyn mochte, sezte ich gewöhnlich meinen Spazierfahrten ein gewisses Ziel. Dieß war die oben beschriebene kleine Insel, auf welcher ich mich ausschiffte, ein paar Stunden spazieren gieng, oder auf der Spize des Hügels mich auf den Rasen strekte, um mit dem Vergnügen, was die Bewunderung des Sees und der umliegenden Gegend mir gewährte, mich zu berauschen, um alle mir in dieser Lage erreichbare Kräuter zu untersuchen und zu zergliedern, und wie ein zweyter Robinson, mir in Gedanken eine Wohnung auf dieser Insel zu bauen. In diesen leztern Gedanken verliebte ich mich ganz. Wie war ich so stolz, wenn ich Theresen mit des Verwalters Frau und ihren Schwestern hinfahren konnte, ihr Führer und Pilote seyn zu können! Im Pompe brachten wir Kaninchen dahin, um die Einöde zu bevölkern. Ein neues Fest für Jean Jacques! Nach dieser Bevölkerung ward die kleine Insel für mich noch weit anziehender. Ich gieng seit dieser Zeit öfter und mit mehr Vergnügen hin, um die Spuren von den Fortschritten aufzusuchen, welche die neue Bewohner gemacht hatten.

Zu diesen Vergnügungen fügte ich noch eine andere, welche an das süsse Leben in Charnettes mich wieder erinnerte, und zu welcher die Jahrzeit vorzüglich mich einlud. Dieß war die Erndte der Gemüse und Früchte, welche Therese und ich mit der Verwalterin und ihrer Familie theilten. Einst besuchte mich ein Berner, Nahmens Kirkebergher und fand mich auf einem hohen Baume, — einen Sak um den Gürtel, welcher bereits so voll Aepfel war, daß ich nicht mich mehr rühren konnte —, wie angepflökt sizen. Es that mir nicht leid, damals und noch einige andere Mahle so angetroffen zu werden. Ich hoffte, daß die Berner, wenn sie von der Verwendung meiner Zeit selbst Zeugen wären, mich nicht mehr in meiner Ruhe zu stören suchen, sondern in meiner Clause mich mit Frieden lassen würden. Ich hätte lieber gewünscht, von ihnen als von mir selbst hieher verbannt zu seyn: ich würde dann um so gewisser haben hoffen dürfen, daß meine Ruhe nicht gestört werden würde.

Ich sehe voraus, daß diejenige meiner Leser, welche sich's zum Gesez gemacht haben, mich immer nach ihnen selbst zu beurtheilen, dieß mein Bekenntnuß für unglaublich ausgeben werden; aber diese mögen immerhin sich erinnern, daß

in

in meiner Lebensbeschreibung tausend Empfindungen geschildert sind, welche sie in ihrem Herzen vergeblich suchen. Aber was noch weit sonderbarer ist, sie begnügen sich nicht, mir alle gute, öfters auch nur gleichgültige Empfindungen abzusprechen, welche ihnen fremd sind; sondern sie sind auch stets bereit, mir so schlimme unterzuschieben, wie wohl noch nie welche in eines Menschen Herz gekommen sind. Freilich wird auf diese Art es ihnen sehr leicht, mich im Widerspruche mit der Natur zu stellen, und mich zu einem Ungeheuer zu bilden, wie keins existiren kann. An mir ist keine Ungereimtheit ihnen unglaublich, die meinen Charakter in ein häßliches Licht stellt; aber alles Ausserordentliche halten sie für unmöglich, was mir Ehre bringen kann.

Doch sie mögen glauben und sagen, was sie wollen, so werde ich mich dieß nicht abhalten lassen getreulich alles zu beschreiben, was J. J. Rousseau war, that und dachte; weder erklären noch rechtfertigen werde ich fürohin die Sonderbarkeiten seiner Denkungsart und seiner Ideen: eben so wenig werde ich untersuchen, ob andere so wie er gedacht haben. — Es gefiel mir auf der St. Petersinsel so wohl, der Aufenthalt daselbst behagte mir so gut, alle meine Wünsche beschränkten sich so ganz auf die-

selbe, daß mein erster und höchster Wunsch der ward: sie nie verlassen zu dürfen. Die Besuche welche ich in der Nachbarschaft abzulegen, die Reisen, welche ich nach Neufchatel, nach Biel, Yverdon, Nidau zu machen hatte, ermüdeten schon meine Einbildungskraft. Ein Tag ausserhalb meiner Insel zugebracht schien mir Trennung von meinem Glüke, und wann ich den Umfang des Sees verließ, glaubte ich ausser meinem Elemente zu seyn. Ueberdieß hatten meine Erfahrungen mich furchtsam gemacht. Kaum fühlte ich die wohlthuende Einwürkung irgend eines Glüks auf mich, so erwartete ich auch schon jede Minute den Verlust desselben. Von dem heissesten Wunsche, meine Lebenszeit auf dieser Insel hinzubringen, war die Furcht daraus vertrieben zu werden, unzertrennlich. Ich hatte mir angewöhnt, jeden Abend mich am Strande niederzusezen, besonders wenn der See in Bewegung war. Ich fühlte ein besonderes Vergnügen, wenn die Wellen an meinem Fusse sich brachen. Unter diesem Bilde dachte ich mir das Weltgeräusch im Gegensaze gegen meine friedliche Wohnung. Dieser süsse Gedanke machte mir das Herz manchmal so weich, daß Thränen der Wehmuth über meine Wangen rollten. Meine Ruhe, deren ich mit Leidenschaft genoß, wurde nur durch die Furcht

sie zu verliehren gestört, aber durch diese so gestört, daß mir die Süssigkeit derselben verbittert wurde. Ich fühlte meine Lage von dem Gutdünken anderer so abhängig, daß ich nicht wagte, meinen Siz für daurend zu halten. „Ach wie „gerne, seufzte ich oft, „würde ich die Freyheit „diese Insel verlassen zu dürfen, welche für „mich von keinem Werthe ist, — wie gerne „würde ich diese hingeben für die Gewißheit „immer hier bleiben zu müssen. Warum bin „ich nicht, statt Gast, Gefangener! Die „Leute, welche hier mich dulden, können jeden „Augenblik mich verjagen, und darf ich wohl „hoffen, daß meine Verfolger, wenn sie mich „hier glüklich sehen, mir gestatten werden, es „fernerhin zu seyn. Ach, mir genügt nicht hier „zu leben, ich will hieher verurtheilt seyn, will „gezwungen seyn, hier zu bleiben, um nie „zum Gehen gezwungen zu werden.„ Mit neidischem Auge blikte ich auf den Doktor Micheli du Cret, welcher auf dem Schlosse Aarbourg nur glüklich seyn zu wollen brauchte, um es zu seyn. Mit Einem Worte, all' diese Gedanken, welchen ich mich überließ, all' die beunruhigende Vorempfindungen neuer auf mich wartender Stürme, erregten in mir den unglaublich heissen Wunsch, daß, statt auf dieser Insel blos geduldet zu werden, ich ewiger Gefan-

gener auf derselben seyn möchte; ich kann's wohl beschwören, daß, wenn es nur von mir abgehangen hätte, mich hiezu zu machen, ich es mit der grössesten Freude gethan haben würde. Tausendmal zog ich die Nothwendigkeit, hier bleiben zu müssen, der Gefahr der Vertreibung von hier vor.

Meine Furcht rechtfertigte sich bald. Im Augenblike, da ich mich's am wenigsten versahe, erhielt ich vom Landvogt von Nidau, in dessen Gebiet die St. Peters-Insel lag, ein Schreiben, des Inhalts: „daß Ihre Excellenzen „durch ihn mich befehligten, die Insel, so wie „überhaupt das Berner-Gebiet zu verlassen." Ich glaubte zu träumen, als ich dieß las. Nichts schien mir unnatürlicher, nichts unvernünftiger, nichts kam mir unerwarteter, als dieser Befehl: denn bis jezt hatte ich gleichwohl bey kaltem Nachdenken alle meine ängstliche Vorgefühle mehr für die Unruhe eines Mannes, der durch eine Reihe von Unglüksfällen mißtrauisch gemacht ist, als für eine nur im mindesten gegründete Ahndung gehalten. Die Maasregeln welche ich ergriffen hatte, um mich der stillschweigenden Erlaubnuß des Senats zu versichern, die Ruhe mit welcher man hatte mich meine Einrichtung machen lassen, die Besuche mehrerer Berner und

eben

eben dieses Landvogtes selbst, der mich mit Freundschafts-Bezeugungen und zuvorkommender Höflichkeit überhäuft hatte: die Strenge der Jahrszeit, in welcher man ohne höchst grausam zu seyn, einen kränklichen Menschen nicht wegiagen konnte, — alles dieß bewog mich, und mit mir viele Leute, zu glauben, daß unter diesem Befehle ein Mißverständnuß verborgen wäre, und daß die mir abgeneigte Mitglieder des Raths ausdrüklich die Zeit der Weinlese, wo die Rathsversammlungen nie sehr zahlreich zu seyn pflegen, benüzt hätten, um mir diesen Streich beyzubringen.

Hätte ich meinem ersten Unwillen Gehör gegeben, so würde ich auf der Stelle abgereißt seyn. Aber wohin sollte ich? Was sollte beym Eintritte des Winters, ohne Zwek, ohne Vorbereitung, ohne Führer, ohne Fuhrwerk aus mir werden? Wenn ich nicht meine Papiere, meinen Haußrath, mit Einem Worte, mein Alles preißgeben wollte, so mußte ich doch nothwendig Zeit haben um meine Einrichtungen machen zu können; aber in dem Befehle war nicht bestimmt, ob man diese mir lassen würde oder nicht. Die ununterbrochene Reihe meiner Unglüksfälle hatte endlich meinen Muth gelähmt. Zum erstenmahle in meinem Leben beugte sich mein angebohrner Stolz unter das Joch der Nothwendigkeit, und

unge-

ungeachtet des Widerspruchs in meinem Herzen mußte ich bis zur Bitte um Frist mich erniedrigen. Herr von Graffenried hatte mir den Befehl zugeschikt, an ihn wendete ich mich also mit meiner Bitte um nähere Erklärung desselben. Sein ganzer Brief, womit er den Befehl begleitet hatte, hauchte Mißbilligung des leztern, welchen er mir mit dem grössesten Widerwillen bekannt machte: die viele Zeugnusse seines Mitleidens und seiner Achtung im nähmlichen Briefe machten mir Muth, mein Herz ganz gegen ihn zu öffnen; ich thats. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß mein Brief meinen Verfolgern endlich die Augen öffnen würde, und daß auch in dem Falle, wenn die Widerrufung des grausamen Befehls unterbliebe, man mir doch eine anständige Frist, vielleicht den ganzen nächsten Winter über, lassen würde, um mich zum Abzuge vorbereiten, und einen Zufluchtsort mir auswählen zu können.

Während ich die Antwort erwartete, dachte ich über meine Lage und über die Maasregeln nach, welche ich nun zu ergreiffen hätte. Ich erblikte auf allen Seiten so viel Schwierigkeiten, der Kummer hatte mich so sehr angegriffen, und meine Gesundheitsumstände waren gegenwärtig so schlimm, daß mir der Muth vollends ganz entsank, und mit ihm das bisgen Geisteskraft, dessen

sen ich doch so sehr bedurfte, um in meiner traurigen Lage den besten Entschluß zu fassen. Wohin ich mich wenden mochte, so war es klar, daß ich einer der beyden Arten, welche man bisher mich zu vertreiben gewählt hatte, nicht entgehen könnte. Die eine derselben war: das Volk durch schändliche verborgene Kunstgriffe gegen mich aufzuwieglen; die andere: mich mit offenbarer Gewalt, ohne Angebung von Gründen zu verjagen. Ich durfte also auf keinen sichern Zufluchtsort mir Rechnung machen, wenn ich anders nicht denselben in einer Entfernung suchen wollte, welche zu erreichen meine Kränklichkeit und die strenge Jahrszeit mir nicht gestatteten. Alles dieß brachte mich auf die Vorstellungen zurük, mit welchen ich mich bisher beschäftigt hatte: ich wagte zu wünschen, wagte sogar meinen Wunsch als Vorschlag zu äussern, daß man mich doch lieber in einer ewigen Gefangenschaft behalten, als zur ewigen Flucht auf der Erde dadurch verdammen möchte, daß man mich nach und nach aus allen meinen Zufluchtsörtern in welche ich mich rettete, vertriebe. Zween Tage nach Abschikung meines ersten Briefes schrieb ich einen zweyten an Herrn von Graffenried worinnen ich ihn bat, dieß Ihren Excellenzen vorzuschlagen. Die Antwort von Bern auf den einen, wie den andern meiner Briefe war ein

in

in den gemessensten und härtesten Ausdrüken abgefaßter abermahliger Befehl, die Insel und das ganze mittelbare sowohl wie unmittelbare Gebiet der Republik in Zeit von vier und zwanzig Stunden zu verlassen, und bey schwerer Strafe es nie wieder zu betretten.

Dieser Augenblik war für mich entsezlich. Seit dieser Zeit habe ich nie, selbst in dem Abgrunde meiner härtesten Kümmernusse nicht, mich in einer grösseren Verlegenheit befunden. Aber was mich am meisten schmerzte, war, daß ich nun dem Projekte entsagen mußte, um wessen willen ich eigentlich gewünscht hatte, den Winter auf der Insel zuzubringen. Es ist Zeit, daß ich die unglükliche Anekdote erzähle, welche mein Unglük auf den höchsten Grad gebracht, und welche in meinen Fall ein unglükliches Volk, dessen aufkeimende Tugenden Spartanische und Römische Tugend zu erreichen versprachen, mit fortzog. Ich hatte in meinem Contrakt social von den Corsen als einem neuen und als dem einzigen Volke in Europa gesprochen, welches für eine neue Gesezgebung noch nicht abgenüzt wäre: zugleich hatte ich geäussert, welch' grosse Hofnungen man von einem solchen Volke haben dürfte, wenn es des Glüks genösse, einen weisen Gesezgeber zu bekommen. Einige Corsen lasen

sen mein Werk; die ehrenvolle Art, mit welcher ich von ihnen sprach, schmeichelte ihnen; und der Fall in welchem sie sich befanden, ihrer Republik eine Einrichtung zu geben, brachte die Häupter der Nation auf den Einfall, meine Gedanken über ihr vorhabendes wichtiges Werk von mir zu begehren. Ein gewisser Herr Buttafuoco, aus einer der ersten Familien des Landes entsprossen, und französischer Hauptmann beym Regiment Royal-Italien schrieb hierüber an mich, und versahe mich mit mehreren Schriften, welche ich von ihm begehrt hatte, um die Geschichte der Nation und der Landesverfassung daraus zu ersehen. Auch Herr Paoli schrieb mehrere mahle an mich, und ungeachtet ich ein solches Unternehmen über meine Kräfte glaubte, so konnte ich gleichwohl von der Mitwirkung zu einem so grossen und schönen Unternehmen mich nicht lossagen, nachdem ich alle zu meinem Geschäfte nöthige Erkundigungen schon eingezogen hatte. So ungefähr antwortete ich, dem Inhalte nach, diesen beyden Herrn und unser Briefwechsel dauerte bis zu meiner Abreise.

Gerade um die nähmliche Zeit erfuhr ich, daß Frankreich Truppen nach Corsika sende und einen Traktat mit den Genuesern geschlossen habe. Dieser Traktat, diese Truppenversendung beunru-

unruhigten mich, und ohne mir träumen zu lassen, daß ich selbst einige Beziehung auf alles dieses haben könnte, hielt ich's für unmöglich und lächerlich an der Constitution eines Volks, das heißt, an einem Werke arbeiten zu wollen, was die tiefste Ruhe erfordert, zu einer Zeit, wo eben dieses Volk im Begriffe wäre unterjocht zu werden. Ich verhehlte meine Unruhe hierüber Herrn Buttafuoco nicht; aber dieser beruhigte mich dadurch, daß er mich versicherte: Er, als ein so eifriger Staatsbürger würde nicht, wie er doch thäte, in französischen Diensten bleiben, wenn dieser Traktat mit Genua etwas enthielte was der Freyheit seiner Nation nachtheilig seyn könnte. Würklich ließ sein Eifer für die neue Corsische Gesezgebung und seine genaue Verbindung mit Paoli in Ansehung seiner keinen Verdacht bey mir aufkommen; und als ich vernahm, daß er häufig nach Versailles und Fontainebleau reise, und mit Herrn de Choiseul in Verbindung stehe, schloß ich hieraus nichts anders, als daß er von den wahren Absichten Frankreichs zuverläßige Nachrichten hätte von welchen er zwar mir Winke geben, aber brieflich sie mir nicht mittheilen könnte.

Alles dieses beruhigte mich wieder einigermassen. Weil ich aber die Gründe dieser französischen

schen Truppenversendung nicht begrif, indem ich wenigstens vernünftiger weise nicht glauben konnte, daß sie zu Gunsten der Corsischen Freyheit geschehe (die Corsen waren stark genug, sie allein gegen die Genueser zu vertheidigen) so war ich nie ganz ruhig, und mochte eben deßwegen mich nicht im Ernste mit dem angetragenen Gesezgebungs-Geschäfte bemengen, bis ich überzeugende Beweise in Händen hätte, daß man sich keinen Spaß mit mir machen wolle. Gar gerne hätte ich mit Herrn Buttafuoco mich mündlich besprochen; nur auf diese Art konnte ich die nöthige Aufklärungen erhalten. Er selbst machte mir hiezu Hofnung, und ich erwartete diese Zusammenkunft mit der grösten Ungeduld. Ich weiß nicht, ob er würklich im Ernste habe mit mir zusammen kommen wollen; aber wenn er auch es gewollt hätte, so verhinderte mich doch mein Unglük davon Gebrauch zu machen.

Je mehr ich dem erhaltenen Auftrage nachdachte, je weiter ich in Untersuchung der in Händen habenden Stüke vorschritt, desto mehr fühlte ich die Nothwendigkeit, das Volk, welches ein Gesezbuch von mir erhalten sollte, den Boden, welches dieses Volk bewohnte, alle Beziehungen nach welchen die neue Einrichtung diesem Volke angepaßt werden mußte, in der Nähe zu studieren. Täglich ward mir's klarer, daß ich aus einer so weiten Entfernung mir nicht alle die

Kenntnusse, welche nothwendig in meinem Geschäfte mich leiten mußten, erwerben könnte. Ich schrieb dieß an Buttafuoco; er fühlte die Wahrheit meiner Gründe selbst, und wenn ich schon nicht geradezu den Entschluß faßte nach Corsika überzuschiffen, so beschäfftigte ich mich doch häufig mit den Mitteln diese Reise möglich zu machen. Ich sprach hievon mit Herrn Dastier, welcher diese Insel kennen mußte, da er ehemals unter Herrn von Maillebois dort gedient hatte. Er that sein möglichstes, mich von meinem Projekte abzubringen, und ich muß bekennen, daß das Gemählde, welches er mir von Corsika und den Corsen entwarf, meinen Wunsch dort zu leben, sehr verminderte.

Als aber die Verfolgung, welche in Moitiers mich traf, mich auf den Gedanken brachte, die Schweiz zu verlassen, so wurde mein alter Wunsch durch die Hofnung: bey diesen Insulanern endlich die Ruhe wieder zu finden, welche man überall mir verweigerte, wieder erregt. Eins nur war an dieser Reise mir abschrökend; dieß war meine Untauglichkeit und mein Widerwillen gegen das thätige Leben, zu welchem ich mich alsdann verdammte. Ich bin zum Nachdenken in der Einsamkeit und in der Musse gemacht, aber nicht zum Reden, Handlen, zu Behandlung von Angelegenheiten in der Welt. Die Natur hat mir jene Gabe verliehen und diese

ver-

verweigert. Gleichwohl fühlte ich, daß, wenn ich einmal in Corsika wäre, ich dem Andringen des Volkes und häufigen Unterredungen mit den Häuptern desselben mich nicht entziehen könnte. Der Zwek meiner Reise selbst erheischte, daß ich nicht die Ruhe, sondern, in der Mitte der Nation, Erwerbung der mir nöthigen Einsichten suchen mußte. Es war voraus zu sehen, daß es dann um meine uneingeschränkte Freyheit geschehen seyn würde, daß ich wider meinen Willen in einen Wirbel von Geschäften verflochten werden würde, für welchen ich nicht gebohren war, daß das Leben, was ich alsdann führen mußte, mir nicht behagen und mich hindern würde, mich zu meinem Vortheile zu zeigen. Ich ahndete, daß meine Gegenwart die gute Meynung von meinen Fähigkeiten, welche die Corsen aus meinen Schriften geschöpft hatten, zerstören würde, und daß ich, zu meinem und ihrem Nachtheile, das mir geschenkte Vertrauen, ohne welches ich gleichwohl ihre Erwartungen nicht erfüllen konnte, verliehren müßte. Ich war versichert, daß, so wie ich einmal aus meiner Sphäre heraustäte, ich ihnen unnüz werden und mir selbst neues Unglük bereiten würde.

Nach so manchen Qualen, nach so manchen Schlägen des Schiksals, nach Ermüdung von Reisen und mehrjährigen Verfolgungen, fühlte ich lebhaft das Bedürfnuß der Ruhe, deren

meine Feinde aus grausamen Muthwillen mich beraubten; mehr als jemals seufzte ich nach der so lange gewünschten süssen Unthätigkeit, nach sanfter Ruhe meines Geistes und meines Körpers, auf welche jezt, nun der überirrdische Traum von Liebe und Freundschaft verschwunden war, mein Herz seine höchste Glükseligkeit begränzte. Mit Schreken blikte ich auf die Arbeit, welche ich zu unternehmen im Begriffe stand, auf das geräuschvolle Leben, in welches ich dann mich stürzte; und wenn gleich die Grösse, die Schönheit, die Nüzlichkeit des Zwekes meinen Muth belebten, so schlug doch die Unmöglichkeit, denselben durch mich erfüllt zu sehen, ihn wieder ganz darnieder. Zwanzig Jahre tiefes Nachdenken zwischen meinen vier Wänden würden mich weniger Mühe gekostet haben, als sechs Monate eines thätigen Lebens mitten unter Menschen und Geschäften und unter der Gewißheit meine Sachen schlecht zu machen.

Ich erdachte ein Auskunftsmittel, durch welches ich alle diese Schwierigkeiten umgehen zu können glaubte. Da meine geheime Feinde mich durch ihre unterirrdische Gänge in allen meinen Schlupfwinkeln verfolgten und da ich nur in Corsika die Ruhe für meine alte Tage zu finden hoffte, welche man mir überall raubte, so beschloß ich mich von Buttafuoco mit Anweisungen versehen zu lassen, und dann so bald als

möglich dahin abzugehen. Dort wollte ich dann in Ruhe leben, dem Geschäfte einer Gesezgebung, wenigstens äusserlich, ganz entsagen, und mich einzig darauf einschränken, daß ich, um meinen Wirthen ihre Gastfreundschaft in etwas zu vergelten, an Ort und Stelle ihre Geschichte schriebe, und zugleich mir vorbehielte, unter der Hand diejenige Erkundigungen einzuziehen, welche ich nöthig haben würde, um ihnen nüzlich zu werden, falls ich Erreichung meines Zweks voraussähe. Ich hofte auf diese Weise, wenn ich mich zu nichts verbindlich machte, im Stande zu seyn, ganz in der Stille und mehr nach meiner Bequemlichkeit auf einen schiklichen Plan zu denken; alles dieß, ohne meiner geliebten Einsamkeit sehr zu entsagen, und ohne mich in eine Lebensart zu stürzen, für welche ich weder Geschmak noch Talent hatte.

Aber in meiner Lage war diese Reise kein leichtes Geschäfte. Den Nachrichten zufolge, welche Herr Dastier mir von Corsika gegeben hatte, durfte ich nicht erwarten, auch nur die einfachsten Bequemlichkeiten des Lebens zu finden, wenn nicht ich selbst alles mit mir dorthin brächte: keine Wäsche, keine Kleider, Gefässe, Küchengeschirre, Papier, Bücher; alles mußte ich mit mir nehmen. Wollte ich mit meiner Gouvernantin mich dorthin verpflanzen, so mußte ich über die Alpen gehen, und auf einem Wege von

zwey-

zweyhundert Meilen die Geräthschaft einer ganzen Haußhaltung mit mir schleppen; ich mußte durch die Staaten mehrerer Souveraine kommen, und nach dem Tone, welcher nun einmal in ganz Europa gäng und gäbe war, nach allem Unglük, was mir bis jezt begegnet war, mußte ich natürlicherweise erwarten, überall Hindernusse, überall Leute vorzufinden, welche eine Ehre darinnen suchten, mir neuen Schabernak anzuthun, und die Rechte der Völker und der Menschheit in meiner Person muthwillig zu verlezen. Die ungeheure Kosten, Unbequemlichkeiten, Gefahren einer solchen Reise machten mir's zur Pflicht, alles vorher wohl zu überdenken, alle mögliche Schwürigkeiten mit meinen Kräften abzumessen. Die Vorstellung, daß ich am Ende allein, ohne die meinem Alter so nöthige Hülfe und Pflege, ferne von all' meinen Bekannten, der Willkühr dieses wilden und rauhen Volks, wie Herr Dastier mir sie beschrieb, überlassen, seyn könnte, war hinreichend mich zu bewegen, daß ich meinen Entschluß vor der Ausführung wohl überlegte. Eben daher wünschte ich auch sehnlichst die versprochene Zusammenkunft mit Buttafuoco; das Resultat derselben sollte allein mich bestimmen.

Während ich so wankte, entstand die Verfolgung in Moitiers gegen mich und ich mußte fliehen. Auf eine lange Reise und vollends nach

Cor-

Corsika war ich nicht bereitet. Immer erwartete ich Nachrichten von Buttafuoco; ich flüchtete mich auf die St. Petersinsel, von welcher ich beym Eintritte des Winters, wie schon gemeldet, vertrieben wurde. Der Schnee auf den Alpen machte diese Auswanderung in der vorgeschriebenen Zeit mir unmöglich. Wahr ists, der Befehl war würklich zu toll, um befolgt zu werden: denn wie sollte ich vier und zwanzig Stunden nach Bekanntmachung desselben in der Mitte eines ganz abgesonderten einsamen Aufenthalts, in der Mitte des Sees, Schiffe und Fuhrwerk bekommen, um mich und meine Sachen aus der Insel und dem Bernergebiete fortzubringen; wenn ich Flügel gehabt hätte, so wäre doch Gehorsam unmöglich gewesen. Ich schrieb dieß an den Landvogt von Nidau, als ich seinen Brief ihm beantwortete, und eilte aus diesem Lande der Unbilligkeit hinwegzukommen. So scheiterte mein geliebtes Projekt. Weil ich in meiner Muthlosigkeit die gewünschte Gefangenschaft nicht hatte erhalten können, so beschloß ich die Einladung Mylord Marschalls anzunehmen, und nach Berlin zu reisen. Ich ließ Theresen nebst meinen Büchern und übrigen Sachen den Winter über auf der St. Petersinsel; meine Papiere übergab ich in Du Peyrou's Hände. Ich betrieb meine Abreise mit solcher Eile, daß ich des andern Morgens von

der

der Insel abreißte und noch Vormittags nach Biel kam. Wenig hätte gefehlt, so hätte ich dort meine Reise durch einen Zufall, dessen Erzählung ich hier nicht unterlassen darf, geendigt.

Gleich nach Verbreitung des Gerüchts, daß ich befehligt worden wäre die Insel zu verlassen, bekam ich einen Schwarm von Besuchen aus der Nachbarschaft, besonders von B... welche mit der scheußlichsten Falschheit mir schmeichelten, mich besänftigen und bereden wollten, daß man die Zeit der Rathsferien und die Abwesenheit mehrerer Rathsglieder benuzt hätte, um die Ertheilung dieses Befehls zu erschleichen, über welchen, wie sie sagten, alle Zweyhunderter aufgebracht waren. Unter diesen Tröstern waren auch einige Einwohner von Biel, einem kleinen Freystaat, welcher im Berner Gebiete eingeschlossen ist. Einer derselben war Wildremet, ein junger Mann von einem vornehmen Hause, welches in dieser kleinen Stadt in sehr grossem Ansehen stand. Wildremet beschwor mich im Nahmen seiner Mitbürger, meine Zuflucht in ihrer Mitte zu nehmen, wobey er mich versicherte, daß man mit offnen Armen mich empfangen, daß man sichs zur Ehre und Pflicht machen würde, mich die erlittene Verfolgungen vergessen zu machen, daß ich bey ihnen keinen Einfluß von Bern zu fürchten hätte, daß Biel eine freye Stadt wäre, und von niemanden Geseze annähme, daß alle

Bür-

Bürger entschlossen wären, keinem gegen mich gemachten Anbringen Gehör zu geben.

Als Wildremet sahe, daß er mich nicht erschütterte, rief er mehrere Personen, sowohl aus Biel, als den umliegenden Orten, selbst von Bern, und unter andern den nähmlichen Kirkeberger, von welchem ich oben gesprochen habe (er hatte seit meiner Flucht in die Schweiz mich gesucht; seine Talente und Grundsätze machten ihn mir anziehend) zu Hülfe. Aber unerwarteter und überwiegender war mir kein Zureden, als das des Herrn Barthes, Secretärs bey der französischen Gesandtschaft. Er besuchte mich mit Wildremet, redete mir sehr zu, der Einladung desselben Gehör zu geben; der lebhafte zärtliche Antheil, welchen er an mir zu nehmen schien, machte mich staunen. Ich kannte diesen Herrn Barthes ganz und gar nicht; aber er legte in seine Unterredung mit mir die ganze Wärme, den vollen Eifer der Freundschaft, ich sahe, daß es ihm ein Ernst war, mich zu einem Aufenthalte in Biel überreden zu wollen. Er machte mir die möglichst vortheilhafte Schilderungen von dieser Stadt und ihren Einwohnern, mit welchen er sich in so enger Verbindung zeigte, daß er sie öfters in meiner Gegenwart seine Gönner und Väter nannte.

Dieser Schritt des Herrn Barthes brachte mich von meiner Spur, welche ich bißher in

meinen Vermuthungen befolgt hatte, ganz ab. Ich hatte immer Herrn de C......l für den geheimen Urheber aller der Verfolgungen gehalten, welche ich in der Schweiz hatte ausstehen müssen. Das Betragen des französischen Residenten in Genf, des Gesandten eben dieses Hofs in Solothurn bestättigten meinen Argwohn nur zu sehr; ich empfand französischen Einfluß in allen meinen Berner, Genfer, Neuenburger Begebenheiten, und war überzeugt, daß ich in Frankreich ausser dem Duc de C......l keinen mächtigen Feind hatte. Was mußte ich also vom Besuche des Herrn Barthes und von dem zärtlichen Antheile denken, welchen er an meinem Schiksale zu nehmen schien! Noch hatten meine gehäuffte Unglüksfälle meine angebohrne Treuherzigkeit nicht aus meinem Herzen ausgerottet, noch hatte ich nicht aus der Erfahrung gelernt, daß überall unter Liebkosungen Fallstrike verborgen liegen. Ueberrascht suchte ich nach dem Grunde dieses Wohlwollens Herrn Barthes gegen mich; ich war nicht so dumm zu glauben, daß er diesen Schritt aus eigenem Antriebe thue, ich schloß aus der Oeffentlichkeit und aus dem gezierten Wesen, welches er in sein Betragen mischte, auf eine verborgene Absicht, und überdieß erwartete ich von allen dergleichen kleinen grossen Herrn niemals jene großmüthige Unerschrokenheit, welche wohl ehemals

in einem ähnlichen Posten meine Brust beseelt hatte.

Ich hatte ehedessen den Chevalier de Beauteville bey Herrn von Luxenbourg ein wenig gekannt, und er hatte einiges Wohlwollen für mich zu haben geschienen; auch seit er Gesandter worden war, hatte er sich bisweilen meiner erinnert, hatte sogar nach Solothurn mich zu sich eingeladen. Ich habe von dieser Einladung zwar keinen Gebrauch gemacht, aber ich war von derselben gerührt, weil ich nicht gewohnt war, von Leuten, welche hohe Stellen bekleideten, so artig behandelt zu werden. Ich glaubte also, daß Herr de Beauteville das, was er in den Genfer Angelegenheiten gegen mich gethan hätte, zufolge seiner Instruktion hätte thun müssen, daß er aber gleichwohl mich wegen meines Unglüks bemitleidete, und mir aus besonderer Fürsorge diesen Zufluchtsort in Biel aufgespart hätte, damit ich dort unter seinem Schuze ruhig leben könnte. Ich war von dieser Aufmerksamkeit gerührt, aber ich mochte seine Güte nicht benüzen, und war ganz entschlossen, nach Berlin zu reisen, wo ich den Mylord Marschall mit der grössesten Ungedult wieder zu sehen hofte; nur an seiner Seite hofte ich wahre Ruhe und dauerhaftes Glük zu finden.

Bey meiner Abreise von der Insel begleitete mich Kirkeberger biß nach Biel. Ich fand

dort Wildremet und andere Bieler beym Aussteigen aus dem Schiffe mich erwarten. Wir speißten zusammen im Wirthshause, und meine erste Sorge bey meiner Ankunft war, nach einem Wagen zu schiken, weil ich am andern Morgen frühe weiter reisen wollte. Während des Essens drangen diese Herrn weiter in mich, daß ich doch bey ihnen bleiben möchte, und thaten dieß mit so vieler Wärme und unter so viel zärtlichen Versicherungen, daß, aller Entschlüsse ungeachtet, mein Herz, welches gegen Liebkosungen nie sich halten kan, sich bewegen ließ. Sobald sie mich einmal erschüttert sahen, verdoppelten sie ihre Bemühungen; ich ließ mich überwinden und willigte ein, zum mindesten bis auf den nächsten Frühling in Biel zu bleiben.

Augenbliklich gab sich Wildremet Mühe, eine Wohnung für mich aufzufinden, und rühmte mir als einen guten Fund ein Zimmer im dritten Stokwerke, welches die Aussicht in einen Hinterhof hatte, und wo ich noch obendrein den Geruch von ausgespannten stinkenden Fellen, welche ein Sämischlederbereiter da aufgestellt hatte, geniessen konnte. Mein Hauswirth war ein Mann mit einem gemeinen, aber ziemlich schelmischen Gesichte. Gleich am andern Tage erfuhr ich, daß er ausschweifend, dem Spiele ergeben wäre, und im ganzen Viertel in schlimmem Rufe stände. Er hatte weder Frau, noch

Kinder noch Gesinde. — So war ich denn nun im schönsten Lande des Erdbodens in meine einsame Kammer eingekerkert, und war in Gefahr, über meiner schlechten Wohnung an der Melancholie zu sterben. Was mich am meisten kränkte, war, daß ungeachtet alles dessen, was man mir von der Begierde der Einwohner, mich bey sich zu haben, gesagt hatte, ich beym Gehen auf den Strassen keine Höflichkeit in ihrem Betragen, noch Artigkeit in ihren Bliken gegen mich bemerkte. Doch entschloß ich mich zu bleiben; aber vom folgenden Tage an erfuhr, sahe und fühlte ich sogar in der Stadt eine gegen mich beginnende fürchterliche Gährung. Viele, welche sich um mich her geschäftig bezeugen wollten, kamen, mich höflich zu benachrichtigen, daß man des andern Tages mir mit aller möglichen Härte einen Befehl bekannt machen würde, mich augenbliklich aus dem Staate, das ist: aus der Stadt zu begeben. Ich hatte niemanden, dem ich mich hätte anvertrauen können; alle diejenige, welche in mich gedrungen hatten, daß ich doch bleiben möchte, hatten sich zerstreut. Wildremet war verschwunden, ich hörte nichts mehr von Barthes, und es schien nicht, als wenn seine Empfehlung mir die Gunst der Gönner und Väter, welche er sich vor mir zugeeignet hatte, erworben hätte. Ein Herr de Vau Travers von Bern, welcher ein schönes Haus

 nahe

nahe an der Stadt besaß, bot mir dasselbe gleichwohl als Zufluchtsort an; er hoffte, sezte er hinzu, daß ich dort wenigstens der Steinigung entgehen würde. Dieser Vortheil war für mich nicht sehr anziehend, und bewog mich nicht, meinen Aufenthalt bey diesem gastfreundlichen Volke zu verlängern.

Durch diesen Aufenthalt hatte ich drey Tage verlohren, die vier und zwanzig Stunden, welche die Berner mir zu Räumung aller ihrer Staaten gestattet hatten, waren verflossen, und, da ich ihre Härte kannte, so war ich würklich in Sorgen, ob sie mich unangetastet würden vollends durch ihr Gebiet abziehen lassen, als der Herr Landvogt von Nidau ankam, und mich aus aller Verlegenheit rettete. Da er das gewaltsame Verfahren Ihrer Excellenzen laut mißbilligt hatte, so glaubte der Mann mit dem edlen Herzen mir ein öffentliches Zeugniß geben zu müssen, daß er keinen Theil daran hätte; er wagte es also sein Amt in Nidau zu verlassen, und mich in Biel zu besuchen. Er kam am Abend vor meiner Abreise, und zwar nicht incognito, sondern so cerimoniös als möglich, nehmlich in Fiocchi in seinem Wagen mit seinem Secretäre, und brachte mir in seinem eigenen Nahmen einen Paß, um durch den Berner Staat nach meiner Bequemlichkeit und ungehindert reisen zu können. Sein Besuch

rührte

rührte mich mehr, als die Ueberbringung des Passes. Ich würde ihm eben so sehr dafür gedankt haben, wenn ein anderer als ich der Gegenstand seiner Güte gewesen wäre. Nichts erobert mein Herz so unwiderstehlich, als eine muthvolle Handlung zu rechter Zeit und zu Gunsten des ungerecht unterdrükten Schwachen gethan.

Nachdem ich endlich mit genauer Noth mir einen Reisewagen verschaft hatte, reisete ich am nächsten Morgen aus diesem mörderischen Lande ab, ohne die mir zugedachte Deputation zu erwarten und ohne Theresen wieder zu sehen. Als ich nähmlich in Biel zu bleiben glaubte, hatte ich ihr geschrieben, daß sie zu mir kommen sollte und kaum gewann ich noch Zeit, mit einigen Worten den Inhalt meines ersten Briefs zu widerrufen und mein neues Unglük ihr anzuzeigen. — In meinem dritten Theile, wenn ich anders je Kraft gewinne diesen zu schreiben, wird man sehen, wie ich, in der Meynung nach Berlin gehen zu wollen, nach Engelland abgieng und wie die beyden Damen, welche über mich verfügen wollten, nach meiner (gleichfalls durch ihre Künste bewürkten) Verjagung aus der Schweiz, wo ich nicht genug in ihrer Gewalt war, mich endlich in die Hände ihres Freundes überlieferten.

Das, was nun folgt, habe ich hinzugethan, als ich diese Schrift dem Grafen und der Gräfin

sin d'Egmont dem Prinzen Pignatelli, der Marquisin de Mesme und dem Marquis de Juigne' vorlaß.

Ich habe die Wahrheit gesagt; wenn irgend jemand das Gegentheil von meiner Erzählung weiß, und wenn das was er weiß tausendfach bewiesen wäre, so weiß er Lügen und Trug; und wenn er ausschlägt, das was er weiß mit mir zu untersuchen und aufzuklären, so lange ich noch am Leben bin, so ist er kein Freund der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Ich erkläre laut und ohne Furcht: Wer, sogar *ohne* meine Schriften gelesen zu haben, mit eigenen Augen mein Naturell, meinen Charakter, meine Sitten, meine Neigungen, meine Vergnügungen, meine Gewohnheiten untersucht, und dann noch mich für einen Schurken halten kann, der ist ein Mensch den man aufhängen sollte.

So endigte ich mein Vorlesen; alles war still. Madame d'Egmont allein schien mir bewegt; sie zitterte sichtbarlich, aber faßte sich bald wieder, und schwieg alsdann, wie die ganze übrige Gesellschaft. Dieß war die Frucht meines Lesens und meiner Erklärung.

Ende des zwölften Buchs.

Bayerische Staatsbibliothek München

sin d'Egmont dem Prinzen Pignatelli, der Marquisin de Mesme und dem Marquis de Juigne' vorlaß.

Ich habe die Wahrheit gesagt; wenn irgend jemand das Gegentheil von meiner Erzählung weiß, und wenn das was er weiß tausendfach bewiesen wäre, so weiß er Lügen und Trug; und wenn er ausschlägt, das was er weiß mit mir zu untersuchen und aufzuklären, so lange ich noch am Leben bin, so ist er kein Freund der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Ich erkläre laut und ohne Furcht: Wer, sogar ohne meine Schriften gelesen zu haben, mit eigenen Augen mein Naturell, meinen Charakter, meine Sitten, meine Neigungen, meine Vergnügungen, meine Gewohnheiten untersucht, und dann noch mich für einen Schurken halten kann, der ist ein Mensch den man aufhängen sollte.

So endigte ich mein Vorlesen; alles war still. Madame d'Egmont allein schien mir bewegt; sie zitterte sichtbarlich, aber faßte sich bald wieder, und schwieg alsdann, wie die ganze übrige Gesellschaft. Dieß war die Frucht meines Lesens und meiner Erklärung.

Ende des zwölften Buchs.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques, 1712-1778

J. J. Rousseau's Bekenntnisse Geschichte seines männlichen Alters ; Aus dem Französischen Nach dem ganz neuerlich herausgenommenen Originale

Bd.: 3

Tübingen 1790

Biogr. 999 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066337-7
VD18 80007732-001